



Y

Nº 10

BEST OF CORPORATE
PUBLISHING AWARD
2013 IN GOLD

BEST OF CORPORATE
PUBLISHING AWARD
2014 IN SILBER

ADC WETTBEWERB
2014 IN SILBER

Y-MAG

Schweyz

Nº 10



*Hier sieht unser Fotograf über die Furggele auf die Glattalp
FOTO: Stefan Zürrer*

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Der Schwyzer ist gerne auf einem der vorderen Plätze dabei, wenn es um seine Leistungen geht.

Bestes Beispiel: Max Heinzer. Er gehört zu den Top Five beim Degenfechten. Weltweit. Er erzählte uns, wie er sich auf seine Wettkämpfe vorbereitet und was ihn am Fischen reizt.

Margrit Föhn wiederum legt gerne Hand an ihre Wettkampf-Sense. In der Disziplin „Handmähen“ hat sie es bereits zweimal zur Europameisterin gebracht.

Spitze ist auch Alois Bruhin. Er hilft anderen, nach oben zu kommen. In Tansania. Seit 17 Jahren. Grossartig!

Ungläubiges Kopfschütteln erzeugen dagegen Fredi Clerc und seine Brigitte Bamert in Nuolen am Zürichsee. Dort produzieren sie Weine, die Experten zu leisen Glücksjauchzern verleiten.

In Gersau vertreibt Roger Bürgler seit einem Jahrzehnt mit dem „Gersauer Herbst“ erfolgreich die Melancholie des Novembers – und startet damit jetzt ins zweite Jahrzehnt.

Einen Steinwurf entfernt wuchs der Künstler Mischa Camenzind auf. Der poetische Collagenist lehrt heute Deutsch. Er hat die Illustrationen in dieser Ausgabe gefertigt. Ein Urgestein.

An der gegenüberliegenden Seite des Kantons, in Lachen, wurde ein Musiker geboren, der zu Lebzeiten auf Augenhöhe mit Richard Wagner und



Andreas Lukoschik

Franz Liszt gehandelt wurde. Nach seinem Tode geriet er fast in Vergessenheit. Bis Res Marty kam.

Zu jeder Ausnahmeleistung gehören Vision, Ausdauer und das richtige Händchen. Henry F. Levy aus Wollerau verfügt über all das und hat mit der Stiftung BINZ39 der Stadt Zürich – und der ganzen Schweiz – ein Kunstförder-Programm der besonderen Art geschenkt.

Natürlich gibt es auch in dieser Ausgabe wieder die Einführung ins Kantonesisch – heute über das „G'fergg“ – und einen Beitrag zum Brauchtum: die archaische Kraftübung des „Chatzestrebte“.

Und: der Viehmarkt auf dem Schwyzer Feldli – mit ganz besonderen Porträts.

Last but not least berichten wir über das älteste und sympathischste Gestüt Europas – den Marstall Kloster Einsiedeln. Wenn man sieht, wie gut es die Pferde bei Ursi Kälin haben, möchte man glatt die Spezies wechseln.

Bei all den Superlativen ist es auch schön, Zweiter zu werden. Wie es das Y Magazin erleben durfte: Wir haben in diesem Jahr nach der Silbermedaille des ADC auch noch den „Best of Corporate Publishing Award 2014“ in Silber erhalten. Das ist die dritte Auszeichnung für unser Magazin innerhalb von zwei Jahren. Das lässt Freude aufkommen. Und Dank: Für die Unterstützung durch unsere Sponsoren. Denn ohne sie gäbe es „Y“ nicht. 🍷

INHALT

EINSIEDELN

10 „I cavalli della Madonna!“

Das älteste Gestüt Europas ist auch das sympathischste

SCHWYZ

18 Viehmarkt auf dem Feldli

Jedes Jahr im Herbst ein Muss für alle

24 „Chatzestreble“

Die Kraft der Unteriberger

26 Die Doppel-Europa-meisterin an der Sense

Margrit Föhn bringt Gras das Fürchten bei

30 „Kantonesisches“

Nathalie Henseler erklärt G'fergg

MARCH

34 „Und ewig reizt das Neue!“

Clerc Bamert versetzen Weinexperten in Verückung

40 Joachim Raff

Wie der Lachner Komponist von der Musikwelt wiederentdeckt wird

46 „Es gibt immer Möglichkeiten!“

Alois Bruhin hilft in Tansania – beispielhaft

HÖFE

54 Henry F. Levy

Ein Porträt des Stifters von BINZ39

GERSAU

62 Der Herbstzeitlose

Warum Roger Bürgler den „Gersauer Herbst“ erfand und was daraus wurde

66 „Ich setzte den Fuss in die Luft und sie trug.“

Mischa Camenzind – Künstler und Poet

KÜSSNACHT

74 Der Mann mit der Maske

Max Heinzer und seine Welt hinter Gittern

WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE, BEKOMMT ES HIER:

Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz

kantonschwyz



IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker, München

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison, München

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Henry F. Levy, Ursi Kälin, Hans Steinegger, Margrit Föhn, Stefan Zürrer, Fredi Clerc, Brigitte Bamert, Res Marty, Alois Bruhin, Roger Bürgler, Mischa Camenzind, Nathalie Henseler, Max Heinzer, Andreas Meyerhans, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi sowie Gabriele Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seißler

FOTOS: Stefan Zürrer

ILLUSTRATIONEN: Mischa Camenzind (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5, München

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



*Blick von der Glattalp
Richtung Sali bei
aufgehendem Mond
FOTO: Stefan Zürrer*



Leinsiedeln

*Blick von Gross
über den Sihlsee
gegen Euthal
FOTO: Stefan Zürrer*

A photograph of a brown horse with a white blaze on its face, wearing a black halter with a silver ring. The horse is standing on a sandy beach with a grey sky in the background. The text "I CAVALLI DELLA MADONNA" is overlaid in white serif font.

„
I
CAVALLI
DELLA
MADONNA“

DER „MARSTALL KLOSTER EINSIEDELN“
IST DAS ÄLTESTE GESTÜT EUROPAS –
UND EINES DER SYMPATHISCHSTEN

von Andreas Lukoschik

Wer sich unter www.marstall-einsiedeln.ch über die besonderen Einsiedler Pferde informiert, dem fällt auf, in welcher angenehmer Tonlage dort über die Tiere geschrieben wird. Bei Arista steht da zum Beispiel: „Im Gelände ist sie sehr sicher, doch mit ihrem Temperament eher für fortgeschrittene Reiter geeignet, welche auf ihr gut lernen können, nicht zu klemmen und mit feiner Hand zu reiten.“ Und dann folgt ein Smiley 😊.

Über die Stute Lubaya ist zu lesen: „Sie hat einen grossen eigenen Willen und zeigt ihn uns jeweils, wenn sie bei jeder neuen Aufgabe zuerst mit ‘klopfenden Hufen’ anfragt, ob sie dies jetzt auch wirklich tun muss – anschliessend jedoch immer alles zu unserer besten Zufriedenheit erledigt.“

Und den Wallach Bracken schliesst man schon beim Lesen ins Herz: „Sein jugendlicher Leichtsinns sticht vor allem noch in Dressurprüfungen durch, weil er überhaupt nicht einsehen will, warum er soooooooooo brav ein Programm absolvieren soll, aber sein Charme macht das alles wieder wett!!!! Er ist und bleibt

Der sechsjährige Fuchs Kalani ist ein echter Einsiedler: hoch talentiert, sehr intelligent und ein kleiner Lausbub. Durch seine Intelligenz erkennt er sehr schnell, bei wem er es bequemer angehen lassen kann. Aber in seinem Alter darf er das.

unser grosser Schmuseteddybär!!! Dies beweist er auch immer wieder, wenn er seinen Kopf aus dem Boxenfenster hält und auf streichelnde Touristen wartet...“

Ursi Kälin ist die Frau, die auf diese Weise über ihre Pferde schreibt: Sehr menschlich, sehr freundlich und wie eine wohlwollende Lehrerin über ihre Lieblingsschüler. Zu Lubaya fügt sie noch hinzu: „Aber sie weiss trotzdem immer, was sie will. Das sind die guten Pferde. Auch wenn es für jeden Reitschüler natürlich bequemer wäre, wenn die Pferde einfach nur funktionieren würden. Ich sage aber jedem immer wieder, dass er respektvoll mit Tieren umgehen muss. Egal ob Kuh, Esel, Giraffe, Goldhamster oder Pferd. Und dass er – wenn er etwas von diesen Lebewesen will – mit ihnen behutsam arbeiten muss. Und bei Lubaya arbeitet man halt ein bisschen länger.“ Sagt’s und macht dabei nicht den Eindruck, als ob ihr dafür die Geduld fehlte.

Ursi Kälin ist seit nunmehr elf Jahren die Chefin im Ring ... falsch ... im Geviert. Und das als Quereinsteigerin. Schon als Mädchen hat sie hier erst das Reiten und dann die Liebe zu ihren „Einsiedlern“ gelernt. Trotzdem hat sie sich erst ziemlich spät zur Pferdefachfrau – so die Berufsbezeichnung – ausbilden lassen. Nämlich als sich die Gelegenheit bot, das Gestüt zu übernehmen.

Es ist wohl keine Übertreibung, wenn man das als Herzensangelegenheit bezeichnet. Denn das, was sie dort tut, ist kein Job, sondern ihr Beruf. Wobei der bei ihr eindeutig von „Berufung“ kommt. Und so ist sie nicht nur die Mehrheitsaktionärin, sondern vor allem auch die Seele des Gestüts. Allerdings eine, die mit anpackt. Besonders dann, wenn Sensibilität gepaart mit Fachwissen und Erfahrung gefragt ist.

Das ist kein Zufall, denn irgendwie hat sie einen sechsten Sinn für ihre Pferde. Woran das liegt? Schwer zu sagen. Als Beobachter hat man den Eindruck, dass eine besondere Beziehung zwischen ihr und den Tieren herrscht. Sie weiss einfach, was die Tiere brauchen. Zum Beispiel Auslauf.





Ursi Kälin, die sympathische und liebevolle Chefin
 im Geviert des Marstalls
 Einsiedeln

„Ich habe mit sehr viel Kraft und Engagement darauf bestanden,“ sagt sie, „dass ich die 22 Hektar Weide behalten kann. Denn Pferde sind Bewegungstiere. Schauen Sie sich mal an, wie die auf der Koppel ständig hin-und-her-laufen. Mal hier etwas fressen, mal dort. In der Wildnis sind sie 16 Stunden auf den Beinen. Solche Tiere kann man doch nicht in einen Stall „einstellen“ und nur nach Bedarf herausholen. Bei uns sind sie deshalb den ganzen Sommer draussen und – wann immer es geht – auch in der Winterzeit. Da können sie sich austoben. Was sie auch gerne tun. Danach sind sie ganz entspannt unter ihren Reitern.“

Ein Erfolgsrezept ist sicherlich, dass Ursi Kälin ihre 15 gestützeigenen und 26 Pensions-Pferde nicht zwingt, irgendetwas zu tun. „Die einen mögen die Dressur, andere springen gern. Das muss man durch Beobachtung herausfinden und ihre Begabungen fördern. Die eben erwähnte Lubaya zum Beispiel hat bei einer Prüfung in Genf im Freispringen den dritten Platz belegt. Von allen Pferden der Schweiz. Weil sie es mag. Nach dem Springen standen dann mehrere Helfer bereit, um die Pferde wieder einzufangen, weil beim Freispringen kein Reiter auf ihnen sitzt. Bei allen hat das gut geklappt, aber nicht bei Lubaya. Die ist erst noch mal ein paar Runden durch die Halle gelaufen und hat sich dann zum Publikum gestellt und liess sich streicheln.“ Hier lacht Ursi Kälin. „Ja, so ist sie. Eine Persönlichkeit!“

Warum heissen ihre Pferde in Italien eigentlich „I cavalli della Madonna“?

„Das ist eine alte Geschichte. Als der Abt des Klosters 1464 zum Papst nach Rom reiste, hatte er auch 22 Pferde dabei. Unterwegs wollten bei der abendlichen Rast die Einheimischen die legendären Pferde der schwarzen Madonna von Einsiedeln ("i cavalli della Madonna") bewundern. Die mitreisenden Edelleute und Knechte verstanden dieses Interesse aber falsch und meinten, die Einheimischen wollten die Pferde stehlen. Und so entwickelte sich eine wüste Rauferei, in deren Gefolge der Abt erst die klostereigenen Raufbolde auslösen musste, ehe es weiterging. Mit dem positiven Nebeneffekt, dass auf diese Weise das Interesse an den Einsiedler Pferden aktenkundig geworden ist.“


Zu diesem Zeitpunkt waren die Pferde des urkundlich erstmals 1064 erwähnten Marstall Kloster Einsiedeln also schon berühmt.

Doch erst im Jahre 1589 wurden sie zum ersten Mal systematisch und individuell registriert. Doch vernichteten französische Revolutionsheere später die ganze Zucht. Der älteste Stutenstamm – die Klima Familie – lässt sich heute dennoch bis ins Jahr 1858 zurückverfolgen, was in Europa einmalig ist.

Für die Zucht dieser herrlichen Tiere ist diese lange „Mutterstutenlinie“ ein unschätzbare Vorteil. Das Ergebnis ist mehr als sehenswert: „Der „Einsiedler“ ist zwischen 160 und 175 Zentimeter gross mit einem guten, stabilen Körperbau. Zumeist braun oder fuchsfarben mit originellen Abzeichen und einem verführerischen Augenaufschlag. Der „Einsiedler“ fällt aber vor allem durch seinen guten Charakter auf. Es ist ein ausgeglichenes Pferd mit einem grossen Herzen – das für seine Leute durchs Feuer geht. Es zeichnet sich durch seine Vielseitigkeit und Gutmütigkeit aus, ist geduldig, freundlich, lernwillig, gutartig, leistungsbereit und nicht nachtragend.“ Kurzum: So muss ein Pferd sein.

„Allerdings gibt es derzeit nicht mehr genug Stuten aus den Stämmen des Marstall Einsiedeln, um die Zucht so aufrechtzuerhalten, wie ich es mir wünsche,“ sagt Ursi Kälin. „Es gibt derzeit vermutlich noch ungefähr 70 Einsiedler Stuten, die in der Zucht eingesetzt werden könnten. Für eine gesicherte Existenz bräuchte man aber zwischen 200 und 300 Stuten. Ich werde so viel als möglich tun, um die wundervollen Einsiedler zu erhalten,“ sagt sie. „Aber dafür brauche ich Unterstützung.“

Pferdeinteressierte sollten sich deshalb überlegen, ob sie nicht ein Tier aus der Zucht des Marstall Kloster Einsiedeln erstehen wollen. Dieses Gestüt bringt dort nicht nur herrliche Pferde dieser Rasse hervor, sondern bietet auch sehr attraktive Konditionen, um diesen prachtvollen Tieren eine Heimat bieten zu können. Denn es sind tatsächlich „I cavalli della Madonna“. 🍷

A close-up portrait of a brown horse's head, facing slightly to the left. The horse has a prominent white blaze running down the center of its face. It is wearing a black halter with a silver ring at the bottom. The background is a plain, light color.

„Der „Einsiedler“ ist zwischen 160 und 175 Zentimeter gross mit einem guten, stabilen Körperbau. Zumeist braun oder fuchsfarben mit originellen Abzeichen und einem verführerischen Augen-aufschlag.“



Eschweyz

*Die Insel Roggenburg
im Lauerzersee
vor den Mythen
FOTO: Stefan Zürrer*



GROSSVIEH- AUSSTELLUNG AUF DEM FELDLI

FOTOS Stefan Zürcher





Einmal im Jahr findet auf dem Areal „Feldli“ an der Rickenbachstrasse vis-à-vis vom Ital-Reding Haus die grosse Viehausstellung statt. Horn an Horn stehen sie aufgereiht da.

An die tausend Tiere.

Gross und Klein in Tracht oder „Zivil“ kommen und schauen die starken Bullen, grazilen Rinder und kräftigen Kühe, nachdem sie von den Alpen herabgekommen sind oder den Sommer über im Tal verbracht haben. Die Besucher lauschen den Klängen der Alphörner, schauen dem Handeln beim Verkauf der Tiere zu, betrachten die Tiere und kehren am Abend in die auf dem Feldli aufgebaute Beiz ein.

Dort geht es dann bis in die frühen Morgenstunden bei Ländlermusik und dem einen oder anderen alkoholhaltigen Getränk hoch her. Gründe zu feiern hat jeder: Der eine, weil sein Vieh von den Juroren ausgezeichnet worden ist, der andere weil er sein Vieh gut verkauft hat, ein Dritter weil er gute Rinder eingekauft hat und ein Vierter, weil er sich schon den ganzen Sommer über hoch oben auf der Alp auf diesen Abend gefreut hat.

Die Viehausstellung an sonnigen Septembertagen im Schwyzer Hauptort ist ein Fest für alle, bei dem der aufmerksame Beobachter erkennen kann, dass auch diese Tiere Individuen sind – mit unterschiedlichen Eigenarten, Charakteren und Temperamenten.

Das erdet und lässt den Respekt vor der Kreatur wachsen – bei Gross und Klein. 🍷









„CHATZE — STREBLE“



UNTERIBERG PFLEGT AM „STÖCK-
MÄRCHT“ EIN ALTES KRAFTSPIEL,
DAS BIS INS MITTELALTER ZURÜCK-
REICHT: DAS GENICKZIEHEN.

von Hans Steinegger

Die „Neigung zu archaischen Kraftübungen“ soll einst zu den Eigenarten des Alpenvolkes gezählt haben. Das Kräftenessen sei jedoch etwas derart „Kühermässiges“ gewesen, dass sich meist nur Knechte und Be-trunkene dazu hätten hinreissen lassen. Genannt wird dabei im Zusammenhang mit den Alpfesten unter anderem das *Chatzestreble* (Katzenstrecken).

ALTES BRAUCHTUM

Während Schwingen und Steinstossen längst zu nationalen Wettkämpfen aufgestiegen sind, taucht das *Chatzestreble* heute im Kanton Schwyz vor allem unter dem Begriff „Altes Brauchtum“ auf. In der Regel bilden dafür die Äpler- und Sennen-Kilbinnen das geeignete Umfeld, wobei das überlieferte Wettspiel nur noch als Rahmen-

programm organisiert wird. Ein fester Brauch im Kalenderjahr und Alltag ist es längst nicht mehr.

Umso erfreulicher, dass sich das *Chatzestreble* als eines der ältesten Kraftspiele in Unteriberg erhalten hat – oder genauer gesagt 1997 wiederbelebt wurde. Es gilt mittlerweile sogar als „einzigartig“, nachdem das traditionelle „Streblen“ an der Küssnacher *Sännechilbi* und am inzwischen eingestellten Schwingfest auf der Seebodenalp nicht mehr gepflegt wird.

MITTELALTERLICHES KRAFTSPIEL

Wenn im Schwyzer Volksmund vom *Chatzestreble* berichtet wird, dann handelt es sich um eine mundartliche Verkürzung von „Strebkatzenziehen“. Das war ursprünglich ein mittelalterliches Kraftspiel und im 15. und 16. Jahrhundert nicht nur im Alpenraum, sondern auch in verschiedenen Regionen Deutschlands und Skandinaviens verbreitet. Im Jahr 1524 erschien in Worms sogar eine anonyme Streitschrift mit dem Titel „Die Lutherisch Strebkatz“ – natürlich zugunsten der Reformation. Denn der satirische Titelholzschnitt zeigt Martin Luther und den Papst beim Strebkatzenziehen, wobei Luther beim „Ziehen“ gegen den Papst und seine Helfer gewinnt!

SPIEL STRÄUBENDER KATZEN

Das Spiel nennt sich übrigens deshalb Strebkatzenziehen, weil sich zwei Kontrahenten beim Kräfteressen wie sträubende (widerstrebende) Katzen gegenüber knien. Zum Kampf begeben sich die Gegenspieler auf allen vieren in Liegestützstellung auf den Boden, die Köpfe einander zugewendet. Darauf legt der Schiedsrichter dem Duo zwei zu einem Ring zusammengeschnallte Ledergurten über den Nacken. Während beide mit gestreckten Armen ihre Hände in den Boden stemmen, gilt es bei aufgerichtetem Kopf den Riemen mit dem Nacken zu halten und auf Kommando „katzenbuckelig“ mit höchster Kraft den Gegner über eine Grenzmarke zu ziehen.

Selten gelingt es dem Sieger, den andern vollends – rund „drei Ellen lang“, hiess es einst – gegen sich zu ziehen. Viel öfter verlässt den Schwächeren die Kraft im Nacken, er muss darum den Kopf beugen, wodurch der Lederriemen ausklinkt und damit das Kräftespiel für ihn verloren ist.

Wie alten Überlieferungen aus verschiedenen Landesregionen zu entnehmen ist, wurden früher anstelle von Lederriemen auch Stricke oder Tuchstreifen verwendet. Als Grenzlinie diente da und dort die Türschwelle zwischen zwei Türpfosten. Eine geradezu archaische Variante bestand darin, den Kopf des Gegners möglichst über ein zwischen beiden „Streblern“ brennendes Feuer zu ziehen! Nicht genug damit: Anstatt einen Riemen oder ein Seil um den Hals zu hängen, wurde einst nach rauester Sitte ein Tuchstreifen zwischen den Zähnen festgebissen und so der Gegner über die Schwelle gezogen...

VIELDEUTIGE SYMBOLIK

Das jahrhundertealte Spiel des „Genickziehens“ hat sich auch in Bildern niedergeschlagen, dies weniger in der Schweiz als im nahen Ausland. Es sind vor allem Reliefs, die einst an Rat- und Gerichtshäusern angebracht wurden, ebenso an Kirchtürmen oder Chorgestühlen. Dazu finden sich in Deutschland gleich mehrere eindruckliche Beispiele: Im Huldigungssaal des Rathauses zu Goslar zeigt ein Schnitzfeld sogar Wildmännchen, die mehrere alte Kraftspiele ausüben, auch das Streckkatzenziehen.

Hinter all diesen Darstellungen wollen Szenen des Kampfspiels die streitenden Parteien vor dem Betreten des Gerichtshauses vor allzu grosser Kampfeslust warnen – oder die Beklagten ermahnen, sich vor Gericht keine Blösse zu geben!

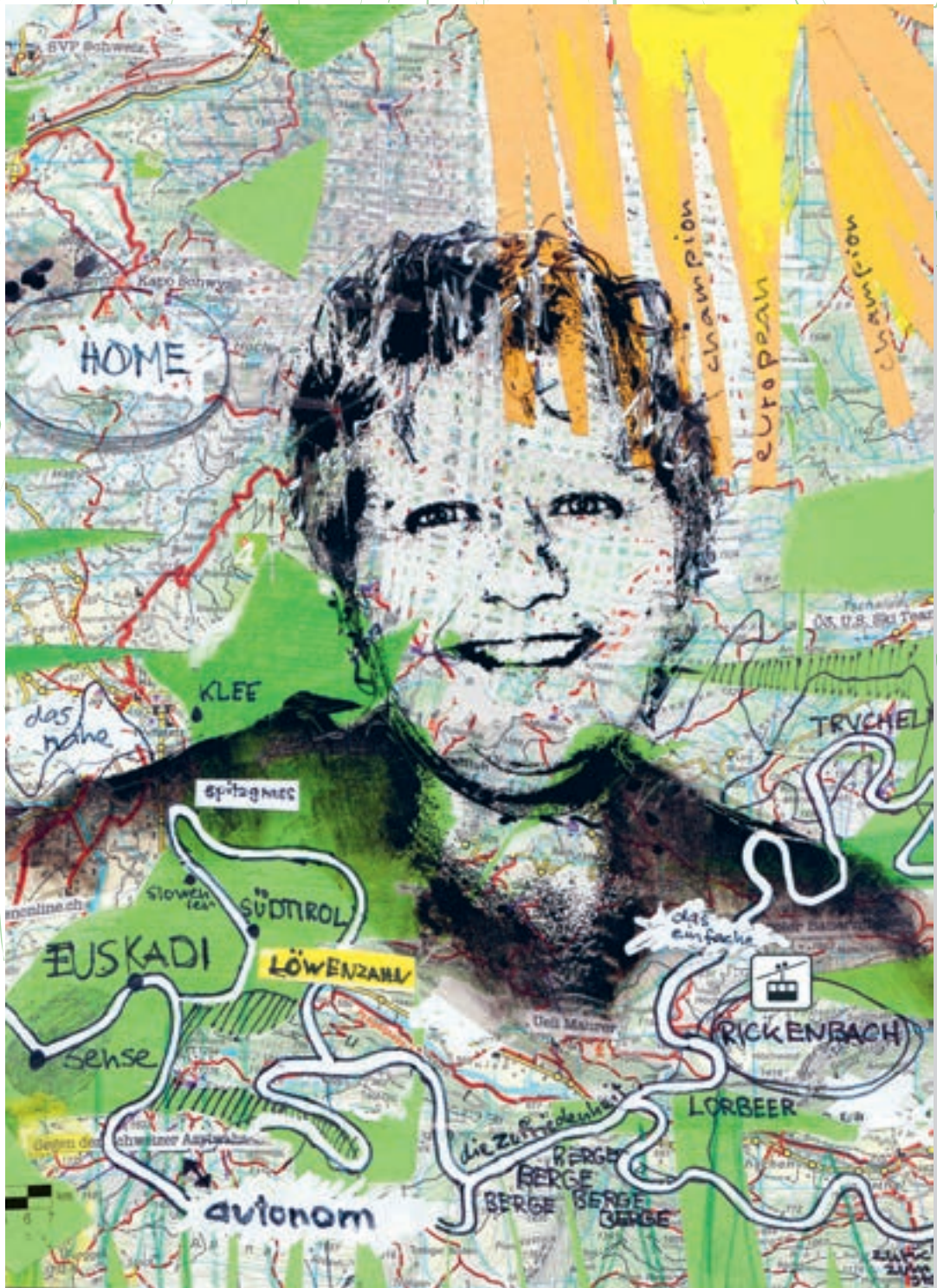
CHATZESTREBLE AM STÖCKMÄRCHT

Nach diesem Landesgrenzen übergreifenden Abstecher zu Ursprung, Verbreitung und Begriffen rund um das Strebkatzenziehen nun wieder zurück in den Kanton Schwyz: 1997 liessen in Unteriberg die „Fritigs-Höckler“ das *Chatzestrebble* im Rahmen des traditionellen *Stöckmärcht* neu aufleben. Dieses jährliche Volksfest im Spätherbst ist eine Mischung aus Warenmarkt und kleiner „Chilbi“ mit volkstümlicher Musik in den Wirtshäusern und im Festzelt. Seit 2011 organisiert der Verein „Kulturclub Alperose“ den Anlass, und zwar nach wie vor mit sichtlichem Erfolg, besuchen doch jeweils rund 500 und mehr Personen die abendlichen Wettkämpfe.

Die Paarungen werden wie beim Schwingen ermittelt, wobei in der Vorrunde zwei Wettkämpfe zu absolvieren sind und der weitere Verlauf nach dem Cupsystem funktioniert. Gab es anfänglich drei Kategorien (Damen; Herren: Aktive und Prominenz, darunter auch nationale Schwinger), wird heute nur noch zwischen Damen und Herren unterschieden, bei den Männern auch mit Gruppenwertungen. Während bei der Kategorie Damen jeweils mehrheitlich Ibrigerinnen auszumachen sind, beteiligen sich bei den Herren seit Jahren immer wieder „Strebler“ aus allen Regionen des Kantons Schwyz. Und wie sich jeder Brauch verändert und entwickelt, so findet seit 2006 auch ein *Jung-Chatzestrebble* statt, an dem sich jeweils am Nachmittag vorwiegend Mädchen und Knaben aus Unteriberg und Studen beteiligen.

So oder so ist das Chatzestrebble am *Ibriger Stöckmärcht* ein eindruckliches Beispiel dafür, wie ein alter lokaler Brauch neu entdeckt und wiederbelebt wurde – und 2017 bereits auf zwei Jahrzehnte seines Bestehens zurückblicken kann! 🍷

📍 NÄCHSTES CHATZESTREBLE AM STÖCKMÄRCHT IN UNTERIBERG:
Montag, 20. Oktober 2014



Die Europameisterin Margrit Föhn in der Illustration des Gersauers Mischa Camenzind

DIE DOPPEL-EUROPA-MEISTERIN MIT DER SENSE

MARGRIT FÖHN BRINGT DEM
GRAS DAS FÜRCHTEN BEI!

von *Andreas Lukoschik*

Eine Strecke von zwanzig Metern liegt vor ihr. Zwei Meter fünfzig breit. Mit mehr als einer halben Million Halmen, die zwischen 20 und 40 Zentimeter Länge dem Himmel entgegen ragen. Sie in möglichst kurzer Zeit mit der Sense zu mähen, ist die Aufgabe, zu der sich alle zwei Jahre Handmäher aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Slowenien, Südtirol und dem Baskenland treffen – zur Europameisterschaft in ihrer Disziplin.

Im Jahr 2011 stand Margrit Föhn vor der Frage, wie sie ihre stärkste Konkurrentin – die mit 58 Sekunden sehr weit vorne lag – überholen könne.

Wer meint, es reiche, einfach schneller zu sein als die Konkurrenz, der irrt. Geschwindigkeit ist wichtig, sie wird allerdings mit einem Schlüssel multipliziert, der sich aus mehreren Bewertungskriterien zusammensetzt.

Zum einen spielt die „Sauberkeit“ eine Rolle. Also die Frage: Ist das gemähte Areal in Streifen, Zickzack oder sonstwie gemäht? Oder handelt es sich um eine ebene Fläche, auf der die stehengebliebenen Halmreste weitgehend gleich kurz sind.

Zum anderen wird der linke Rand beurteilt. Denn die Strecke, die gemäht werden soll, wird am rechten Rand mit einem Seil abgesteckt, von dem aus der Mäher – oder die Mäherin – die Sense entgegen der Leserichtung, von rechts nach links, durchziehen muss.

Dabei zieht die rechte Hand, die Linke führt und sorgt auf diese Weise dafür, dass das bauchige Sensenblatt fast auf der Rasenfläche aufliegend darüber gleitet. So werden die Halme möglichst weit unten erwischt.

Wichtig ist, dass das Sensenblatt über die gesamte Breite von zwei Meter fünfzig des zu mähenden Wiesenareals ganz nach links durchgezogen wird – sodass dort kein „abgebissener Rand“ übrigbleibt. Dieses Qualitätskriterium nennt sich „Durchschlag“.

Zum Schluss wird der „Anwand“ bewertet, was bedeutet, dass am Ende der Strecke – an der Wand – alles sauber gemäht worden ist oder ob den Mäher oder die Mäherin die Kräfte verlasen haben, sodass die Arbeit nicht ordentlich zu Ende geführt werden konnte.

Die Menge des gemähten Grasses und die Tatsache, wie die Häuflein – die sogenannten „Maatli“ – auf der linken Seite aussehen, ist dabei nicht von Bedeutung.

Die Qualität jedes Kriteriums wird in fünf Punkteschritten bewertet. Null ist die beste Note. 100 Punkte gibt es für eine Leistung, für die eine Mäherin oder ein Mäher besser gar nicht erst angetreten wäre. Alle drei Bewertungen werden zusammengezählt und mit der Mahdzeit

multipliziert. Daraus ergibt sich die Punktezahl. Wer die geringste vorweisen kann, hat gewonnen.

Zurück zu Margrit Föhns Wettbewerb: Schnell zu sein, spielte schon eine gewichtige Rolle. Allerdings lagen mehr Möglichkeiten darin, in den anderen drei Kriterien besonders gut zu sein, um Multiplikatoren zu vermeiden, die eine kurze Mahdzeit vervielfacht hätten.

Am Ende schaffte sie es mit Bravour, fuhr die wenigsten Punkte aller Teilnehmerinnen ein und wurde zur besten Handmäherin Europas gekürt!

„Es grünt so grün!“

Die Schwyzer Handmäher haben zwar nicht so viele Wörter fürs Gras wie die Inuit für den Schnee. Allerdings wissen sie, was auf sie zukommt, wenn eine Wiese aus Klee, Löwenzahn oder Spitzgras besteht.

„Klee mäht sich sehr schön, so als ob ein warmes Messer durch Butter schneidet,“ erklärt Margrit Föhn. „Löwenzahn ist auch sehr gut zu mähen. Aber Spitzgras,“ – das ist das Gras, dessen Spitzen Katzen gerne abbeissen – „das ist schwerer zu mähen.“ Was daran liege, dass es fein und elastisch ist und sich der Bewegung des Sensenblattes anpasst, statt sich von der Klinge halbieren zu lassen. Für solch junges, elastisches Gras brauchen Mäherinnen und Mäher deshalb besonders scharfe Sensenblätter.

Für borstigeres Gras wiederum – zum Beispiel in sumpfigem Gelände, wo die Halme von einer härteren Hüllschicht umgeben sind – braucht es einen größeren Kraftaufwand beim Mähen. Dabei ist die Dichte des Grases ein wichtiger Faktor. Das heisst, es spielt eine Rolle, wie eng die Halme beieinander stehen. Dicht stehendes Gras verlangt nach einem stärkerem Zug als locker stehendes.

Deswegen gehen die Handmäher vor jedem Wettkampf zunächst einmal ihr Areal ab und schauen, was sich ihrer Klinge jeweils in den Weg stellt.

Ein guter Wettkampfveranstalter sorgt deshalb an erster Stelle für ein attraktives Areal. Es soll eben sein und allen Teilnehmern gleiche Bedingungen bieten.

Im Jahre 2017 wird im Kanton Schwyz die übernächste Europameisterschaft ausgetragen werden. Margrit Föhn – sie ist ausrichtende Präsidentin des Handmähvereins Innerschweiz – verhandelt deshalb bereits jetzt mit Bauern über die Nutzung passender Areale. Auch um Hotels muss sie sich kümmern. „Unsere Gäste müssen ja auch untergebracht werden,“ erklärt die Präsidentin.

Das Werkzeug

Nun will der mähinteressierte Besucher gern eine Originalsense aus der Nähe sehen. „Kein Problem,“ sagt sie und holt zunächst den Holm – auf schwyzerisch Worb – und dann das Sensenblatt.

„Das sind alles Massanfertigungen,“ sagt sie. „Ich habe zum Beispiel lieber einen Worb aus Holz, der nicht so lang ist. Ich gehe nämlich beim Mähen gerne in die Knie. Dadurch bekomme ich eine höhere Geschwindigkeit. Wenn ich mit Ausdauer mähen müsste, würde ich einen längeren Worb vorziehen, weil man dadurch entspannter beim Mähen stehen kann und die Kraft sich besser verteilt. Ich kenne aber viele Mäher, die sich einen Worb aus Aluminium anfertigen lassen.“ Es scheint wie unter Golfern zu sein. Unter denen hat auch jeder seine Vorlieben und Neigungen.

„Die Klinge ist mit 1,35 Meter sehr lang und zeichnet diese Sense eindeutig als Wettkampfsense aus,“ erklärt Margrit Föhn. „Ein normales Sensenblatt ist zwischen 60 und 80 Zentimeter lang. Aber wir wollen ja in möglichst kurzer Zeit eine maximale Mahd erreichen.“

Hergestellt werden die Wettkampfklingen bei einem speziellen Klingenschmied in Österreich. Der sorgt dafür, dass sie einen „Bauch“ haben, also auf der dem Boden zugewandten Seite gewölbt sind – damit sie über den Boden gleiten, ohne hängen-zubleiben.

Aus dem gleichen Grund ist auch die Spitze der Sense leicht vom Boden weg nach oben gewölbt, so ist ein sauberes Gleiten im Schwung möglich. Dieser Schwung sollte immer gleichmässig über den Boden gleiten und nicht zum Ende der Schwingbewegung nach oben gezogen werden. Ob die oder der Mähende das gut beherrscht, lässt sich an der Mahdbahn im Nachhinein gut beurteilen.

„Könnt Ihr auch Wildheuen?“

So weit der Wettkampf. Nun gibt es in der bergigen Innerschweiz natürlich viele Wiesen, die steile Hänge emporwachsen. Wiesen, auf die sich Wildheuer spezialisiert haben. Können die Grossmeister der Sense auch solche Wiesen unter ihre Klinge nehmen?

Da lacht Margrit Föhn: „Genau das haben uns einige Innerschweizer gefragt und gleich dazu gemeint, dass wir das wohl nicht fertigbringen würden. Wir haben daraufhin ein sehr grosses und steiles Areal in Uri bekommen, das wir heuer im sechsten und letzten Jahr mähen. Als das unsere Kritiker gesehen haben, verstummten sie. Jetzt akzeptieren sie uns auch als Wildheuer.“

Einer der Abnehmer dieses köstlich-würzigen Heus aus Uri war übrigens über Jahre der Wildpark Goldau, der seine Tiere mit diesem superreinen Naturfutter verwöhnte.

Trycheln, Glocken, Lorbeerkränze

An den Wänden des Wohnzimmers von Margrit und Adrian Föhn, in dem wir unser Gespräch führten, hängen neben grossen Trycheln*, die der Hausherr beim Schwingen gewonnen hat, jede Menge Lorbeerkränze. Die bekommen die Handmäher wie die Schwinger für gewonnene Wettbewerbe. Dazwischen hängen – fast ein bisschen versteckt – vier Gold-, drei Silber- und eine Bronzemedaille für gewonnene Schweizer Meisterschaften.

Getoppt wurden diese Medaillen allerdings im Jahre 2003, als Margrit Föhn und Armin Betschart im spanischen Baskenland beide Europameistertitel gewannen. Was sie acht Jahre später – 2011 – in Slowenien wiederholten.



Von der Begegnung mit den Basken hängt ein Foto bei Margrit Föhn, das sie, ihren Mann Adrian und drei Basken zeigt, die stolz ihre blinkenden Sensenblätter in die Kamera halten.

Handmäher treffen sich nämlich nicht nur zu Wettbewerben, sondern „auch so“. In diesem Fall war das „auch so“ ein Festival in Andoain, einem Örtchen in der kleinsten der drei baskischen Provinzen im nordwestlichen Eck des Landes, dort wo Frankreich und Spanien eine gemeinsame Grenze haben. Zu dem Fest kommen alljährlich Hunderttausende. Die wandern durch und um den Ort und schauen an verschiedenen Stationen Spezialisten der Region bei ihrem Tun zu. Einige davon waren die Handmäher aus dem Kanton Schwyz. Jawohl! Sie lieferten sich einen freundschaftlichen Schau-Mähwettkampf, der die Basken begeisterte.

Der stattliche Erlös aus diesen Festivals dient übrigens dazu, den Unterricht in baskischer Sprache an den Schulen aufrechtzuhalten. So haben die Schwyzer Margrit und Adrian Föhn geholfen, den Erhalt der baskischen Sprache zu fördern.

Das macht Sinn

Zum Schluss gibt mir Margrit Föhn einen Hinweis mit auf den Rückweg: „Ist Ihnen schon aufgefallen, dass das Wort „Sense“ im Englischen das bezeichnet, was wir „Sinn“ nennen?“

Über diese ironische Wegzehrung muss ich schmunzeln, als ich die kurvige Strasse vom Föhnschen Haus auf dem Bürisberg talwärts Richtung Rickenbach fahre. 🇨🇭

* für Nicht-Schwyzler: Trycheln sind gewaltig grosse Glocken aus gehämmertem Blech, die – wenn sie geschüttelt werden – einen Höllenlarm machen und jeden übel gesinnten Geist auf der Stelle verjagen.

KANTONESISCHES

G'FERGG

von Nathalie Henseler

Selten hört man das Wort noch im Kanton Schwyz. Aber hie und da, draussen bei den Bauern trifft man es noch an, das G'fergg – oder vielleicht eher noch ein G'ferggli. Mit G'fergg wird ursprünglich ein „Fuhrwerk für Personen, Kutsche oder Reisewagen“ bezeichnet. Fuhrwerk, Kutsche oder Reisewagen gibt es kaum noch, aber zu transportieren gibt es noch immer viel. Und immer öfters wieder mit dem Handwagen, dem „G'ferggli“, das es beim Grossdetaillisten neuerdings sogar als zusammenklappbares Modell mit Superpunkten zu ergattern gibt.

G'fergg hat die Bedeutung von „Gefährt“ und tönt auch sehr ähnlich, es ist aber eigentlich ein Substantiv, das aus dem Verb „ferggen“ entstanden ist, das so viel wie „transportieren, fortschaffen“ heisst. „Ferggen“ beinhaltet immer das Mühsame am Transportieren, das mit Umständen verbunden ist. So hört man das Wort in den letzten Jahren wieder vermehrt unter jungen Familienvätern und –müttern, die unter der Woche am Abend ihre Kinder „herumferggen“ müssen: Zum Sport, Musikunterricht, ins Ballett oder zu den Jungjuuzern.

Das Verb „ferggen“ seinerseits hat seine Wurzeln im mittelhochdeutschen Verb „vertigen“, was „zum Transport rüsten“ heisst. In exakt dieser Bedeutung wird das Wort noch heute benutzt, wenn der Kondukteur auf dem Perron den Zug „abfertigt“, also den Schlüssel im orangefarbenen Kästchen dreht, bevor er einsteigt. Damit hat er den Zug zum Transport „gerüstet“ – und der Lokomotivführer kann losfahren. ☺





march

*Die Bätzimatt
bei Tuggen
FOTO: Stefan Zürcher*

„UND EWIG REIZT DAS NEUE!“

IN WANGEN PRODUZIEREN CLERC
BAMERT WEINE, DIE EXPERTEN IN
VERZÜCKUNG VERSETZEN

von *Andreas Lukoschik*

Sie sind nicht leicht zu finden, der Fredi Clerc und seine Frau Brigitte Bamert. Schuld daran ist ihr 34 Jahre alter Haflinger Max, der damals, als sie ihn neu bekommen hatten, eine Weide brauchte. So fanden sie ein kleines Anwesen im Ortsteil Nuolen von Wangen in der schönen March, abseits vom Schuss. Und begannen dort etwas zu machen, was seinesgleichen sucht – im Kanton Schwyz, am Zürichsee, ja in der ganzen Schweiz: Wein. Und was für einen!

Eckhard Hillmann, als beschreibender Kellermeister die Zunge, die Nase und das Auge des grössten Weinhandelskontors Deutschlands – Hawesko mit Namen - gerät regelmässig ins Schwärmen, wenn er einen der Clerc Bamertschen Tropfen auf der Zunge hat. O-Ton Hillmann zu ihren edelsüssen Weissen: „Was da aus der Flasche strömt, ist der HAMMER! Da ist Euch etwas Aussergewöhnliches gelungen, denn diesem Wein können die meisten Sauternes und Barsac nicht das Wasser reichen. Das sind Trouvailles unter den Süßweinen, wie man sie nicht alle Tage findet. Wer sie im Keller hat, der sollte sie hüten.“ Der Mann weiss, wovon er spricht, denn in seinem Keller lagern über vier Millionen Flaschen feinsten Weine aus ganz Europa.

Wer hätte das gedacht?
Solche Schätze made in Schwyz?
Niemand? Doch. Einer: Fredi Clerc.

Der Lachner gehört nämlich zu den vom lieben Gott Beschenkten, die nicht nur das Neue lieben, sondern auch noch das Talent haben, Zauberhaftes daraus zu extrahieren. Er vertieft sich in die Dinge, um dann das Wesentliche herauszudestillieren, das nicht irgendeine verstiegene Kopfgeburt ist, sondern das, was uns Menschen erfreut.

Animierende Weine

„Für jeden, der Wein macht,“ so Clercs Credo, „sollte die Animation seines Weines im Vordergrund stehen. Denn nur ein Wein, der animiert, macht wirklich Freude und lässt sich auch gut verkaufen.“ Klar. Langweilige Weine dienen letztlich nur der Alkoholaufnahme. Wer darauf scharf ist, sollte auf Schnaps umsatteln.

Ein exzellentes Beispiel für die animierende Wirkung seiner Weine ist sein „Torovino“, ein Rotwein, der nach der traditionellen Methode





der Amarone-Erzeugung hergestellt wird. Dazu werden sorgsam ausgewählte und gepflegte Trauben der Sorten Blaufränkisch, Dornfelder und Zweigelt vom Südhang des Wangener Buchberges und vom Klostergarten Uznach nach der Lese schonend und sehr langsam getrocknet – damit sie sich in Richtung Rosinen entwickeln. Dabei verlieren sie alles „Grüne“ und verfügen nicht nur über konzentriertere Aromen, sondern auch über reifere Gerbstoffe.

Weinnasen entdecken in diesem tiefroten, fast an Purpur erinnernden Nektar des „Torovino“ den Duft von Kirsch- und Brombeerkonfitüre, von getrockneten Früchten, Bourbon-Vanille und einen Hauch edler Kräuter.

An diesem Gewächs lässt sich übrigens leicht erkennen, wieogensreich es ist, dass Clerc nicht nur Oenologe, sondern auch sein eigener Traubenproduzent ist. Weil er so die Entwicklung der Trauben sehr behutsam und kontinuierlich verfolgen und begleiten kann.

Die Ripasso-Version des „Torovino“ – wenn wir bei dem Amarone-Vergleich bleiben – heisst bei Clerc Bamert „Preziosa“. Während der „Pressvorgang“ für den „Torovino“ nur ein Abtropfen der vergorenen Maische bedeutet, ist das „übrig gebliebene“ Traubengut anschliessend bereit für eine zweite Extraktion – für den Preziosa. Doch auch der wird nur mit Bedacht angepresst, damit keine Bitterstoffe in den Wein geraten. Aus den Rückständen dieser Pressung macht Clerc später noch einen Grappa. Doch das ist eine andere Geschichte.

Rare Mengen

Weine wie den „Torovino“ und damit den „Preziosa“ kann man

nicht aus jedem Jahrgang machen. Dazu müssen die Trauben eine bestimmte Qualität haben. Die erkennt nur der Weinbauer an der Rebe selbst – wenn er gut ist.

Und Fredi Clerc ist gut. Bei der Fassverkostung der zur Zeit reifenden Weine erzählt er in seinem Keller vom edlen Restaurant „Stucki“ in Basel, in dem die „Köchin des Jahres 2014“ – Tanja Grandits – besondere Köstlichkeiten für ihre anspruchsvolle Klientel kreiert.

Einer ihrer Gäste befragte unlängst den Sommelier, welche Weine der zum Menü empfehlen würde und gab gleich eine Einschränkung dazu: Alles ausser Schweizer Weinen sei ihm willkommen. Der Sommelier verschwand und krenzte – ohne dass der Gast es ahnte – einen Wein von Clerc Bamert. Daraufhin stutzte der Gast und wollte wissen, was für einen fantastischen Tropfen er denn da auf der Zunge habe. Die Antwort: „Einen Schweizer Wein!“ Darauf kaufte ihm der Gast sämtliche Clercschen Weine aus dem Keller weg.

Wie war das mit dem Propheten im eigenen Land? – Genau!

Und welche Weisse hat er?

Zum Beispiel einen „Adonis“ von 2010. Der oben erwähnte Hillmann beschreibt ihn so: „Im Bouquet versprüht er wahren `Esprit` mit Anklängen von Pfirsichen, reifen, saftigen Äpfeln und hintergründigen mineralischen und an edle Kräuter erinnernde Aromen. Trotz seiner Jugend beweist er im Geschmack bereits einen verblüffenden Tiefgang, die Harmonie und der ausgeprägte, elegante und weiche Fruchtschmelz vermeiden jeden Gedanken an Oberflächlichkeit.“

Wer gerne asiatisch kocht, für den ist die 2012er „Scheurebe“ eine feine Ergänzung. Wieder Hawesko-Kellermeister Hillmann: „Schon die wunderschön zitronengelb und intensiv schimmernde Farbe deutet beträchtliche Konzentration an und erweckt hohe Erwartungen, die nach der ersten Nase mehr als nur erfüllt werden... Die Komplexität setzt sich im Mund fort und durchdringt jeden Geschmacksnerv mit Eleganz, Klasse und Rasse.“

Solo ein Hochgenuss, begleitet aber auch asiatische Gerichte vorzüglich.“

Wem das alles zu poetisch ist und wer sich fragt, warum bei solchen Beschreibungen nie zu lesen ist, dass die Weine nach Trauben schmecken, dem sei ganz schlicht gesagt, dass Clerc Bamerts Weine kleine Aromabomben sind, höchst animierend – und jede verarbeitete Traube wert.

Clercs Prickel-Lust

Das Ehepaar Clerc Bamert produziert übrigens noch eine ganze Menge anderer Köstlichkeiten – mal mit mehr Volumenprozenten, mal mit weniger. Und einige mit einer feinen Perlage – ganz klassisch nach der Methode des alten Mönchs Dom Perignon. „Denn,“ so Ferdi Clerc „ich liebe Champagner,“ und dabei umspielt seine feine Weinnase ein leichtes Strahlen: „Schaumwein ist für mich etwas Frivoles.“

Bei dieser Einstellung macht er natürlich nicht einfach irgendeinen Schaumwein. Nein. Seiner muss schon besonders animierend sein. Dazu hat er zuerst einmal nach dem innovativen Kick in der Herstellung geforscht, um die Qualität zu erzielen, die er will. Er fand sie in der „immobilisierten Hefe“. Das ist Hefe, die in winzig kleinen Alginat-Kügelchen eingeschlossen ist und sich deshalb nicht beliebig ausdehnen kann. Ihr Vorteil: Sie kann durch ihren Einschluss keine Trübung abgeben, während sie den Zucker im Wein in Alkohol und CO² umbaut.

Ohne Trübung müssen Clercs Schaumweinflaschen natürlich auch nicht aufs Rüttelpult, werden aber ansonsten genau so weiter verarbeitet wie beim alten Dom Perignon: Also Degorgieren (Hefeentfernung), Zusetzen der Dosage und dann Verkorken.

Weil alles immer nur so gut sein kann, wie die Grundelemente es waren, hat sich Fredi Clerc als Basis des Schaumweins für eine Symbiose von Seyval blanc und Scheurebe entschlossen.

Seinen Namen trägt das Endprodukt dieses Herstellungsprozesses übrigens sehr zurecht: „Flirt“.

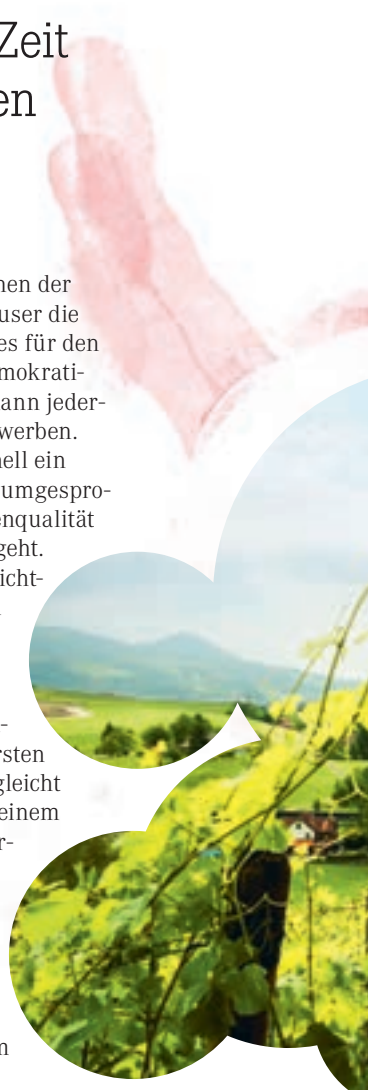
Warum die Zeit mit schlechten Weinen vertrödeln?

In anderen Regionen der Welt sichern sich Königshäuser die besten Tropfen ihres Reiches für den eigenen Genuss. Im tief-demokratischen Ur-Kanton Schwyz kann jedermann diese Kreszenzen erwerben. Das könnte allerdings schnell ein Ende finden, wenn sich herumgespröchen hat, um welche Spitzenqualität es bei diesem Geheimtipp geht. Denn Clerc Bamerts übersichtliche Bestände sind schnell verkauft.


Dabei ist mit 36 Franken pro Flasche der Ripasso „Preziosa“ auf den ersten Blick ein stolzer Preis. Vergleicht man aber das Produkt mit einem Discountangebot, dann versteht man nach dem ersten Schluck den Unterschied zu diesem Sensationstropfen aus dem Hause Clerc Bamert.

Wer übrigens – im wahren Sinn des Wortes – „preis-günstig“ einkaufen will, der versuche, einen „Doina“ von 2003 zu bekommen. Mit 75 Franken für die 50 cl Flasche ist dieser portweinartige Tropfen ... geradezu geschenkt.

Falls Sie so großmütig sein sollten, diesen „Vin doux naturel“, der zehn Jahre lang im Fass gereift ist, mit anderen teilen zu wollen, dann laden Sie dazu nur Kenner ein. Und trinken Sie ihn in genussvoller Andacht. Sie werden sehen: Es öffnet sich für einen Moment der Himmel für Sie und gewährt Ihnen einen Blick ins Paradies. 🍷





 **UND WO BEKOMMT MAN
DIESE WEINE?**
 Nur bei ihm direkt, sonst würde
 mancher Händler vielleicht nicht
 der Versuchung widerstehen kön-
 nen, die Preise hochzutreiben:

Weingut Clerc Bamert
 Rüteli im Buobental
 8855 Wangen (SZ)
 Tel.: 055 440 41 46

www.clercbamert.ch

JOACHIM RAFF

ER WAR EINER DER GANZ GROSSEN
DER MUSIKWELT - UND IST TROTZDEM
EINER, DER NACH SEINEM TOD FAST IN
VERGESSENHEIT GERIET.

von Andreas Lukoschik

Bei Joachim Raff muss man sich heute die Frage stellen: War er wirklich ein so grosser Komponist? Wieso geriet er dann in der Musikwelt dermassen in Vergessenheit? Und vor allem: Warum?

Einer, der das weiss, lebt einen Steinwurf von Joachim Raffs Geburtsort Lachen entfernt. Von Beruf ist er zwar Berufs- und Laufbahnberater, doch liegt Res Marty das Leben und Wirken des Komponisten Joachim Raff seit frühen Jugendtagen am Herzen. Zeit seines Lebens hat er gesammelt, was er über Raff finden konnte, und schon in jungen Jahren war ihm klar: Wenn ich einmal in Richtung Pension gehen werde, dann schreibe ich ein Buch über ihn. Das hat er jetzt wahr gemacht.

Nach sechs Jahren intensiver Recherche ist es fertig geworden und gerade erschienen: Marty ist es gelungen, damit das Standardwerk über Joseph Joachim Raff zu verfassen.

Res Marty ist also der richtige Mann, mit dem man über das Phänomen Raff sprechen kann.

? Herr Marty, gleich zu Anfang die Frage: War Raff tatsächlich so eine grosse Nummer in der Musikwelt oder machen wir ihn nur dazu, weil wir gerne einen von uns als grossen Musiker sehen möchten?

! Eine gute Frage, die man nüchtern

beantworten kann: Im Jahre 1872 wurde Joachim Raff gleichzeitig mit Richard Wagner und Franz Liszt zum Ehrenmitglied der New Yorker Philharmoniker gewählt!

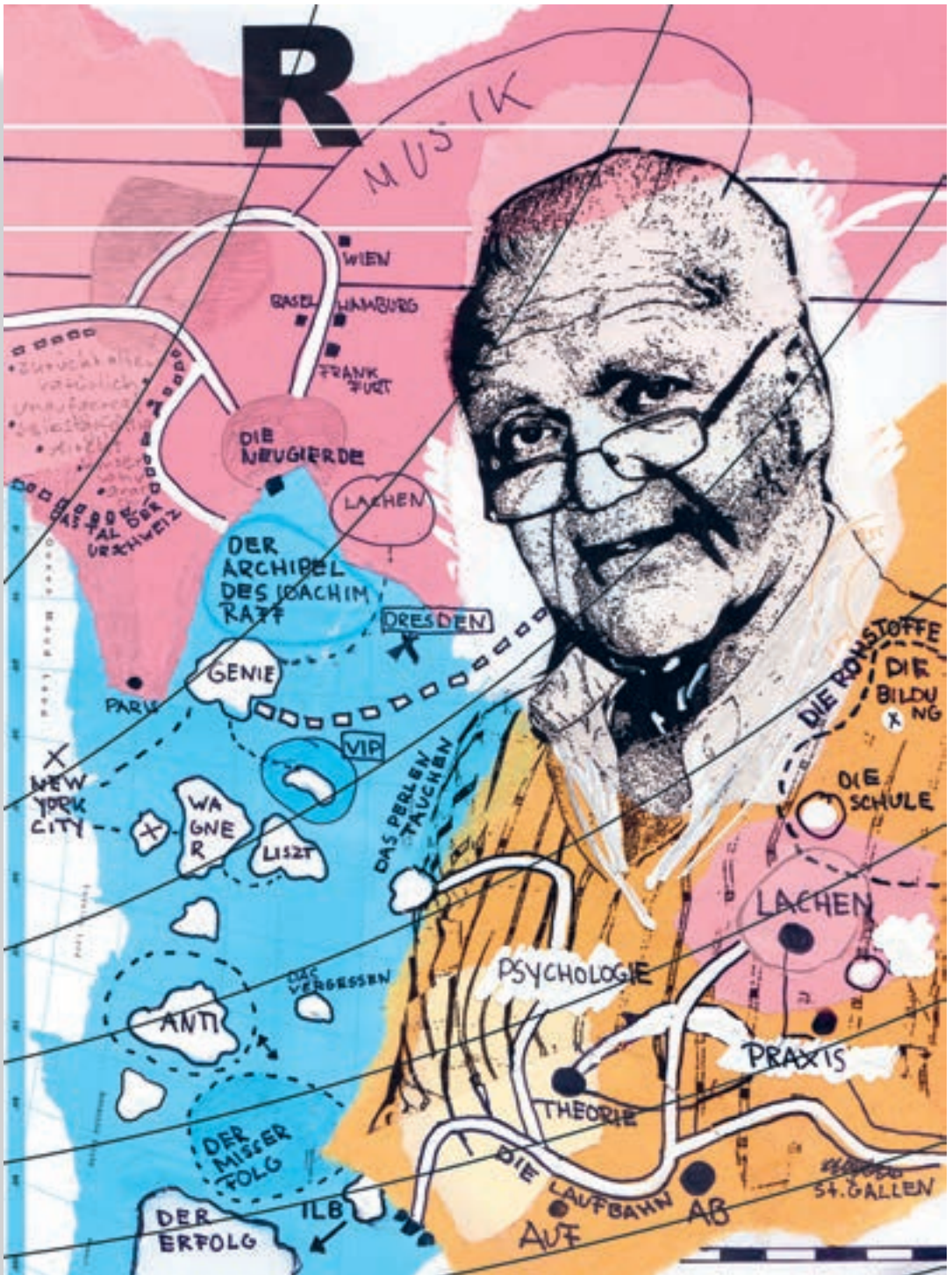
Daran sehen Sie: Er wurde von seinen Zeitgenossen auf Augenhöhe mit diesen beiden Titanen der Musik gesehen – also nicht von irgendwelchen Hinterwäldlern, sondern im weit entfernten New York. Auch damals schon ein weltweites Zentrum der Kultur.

? Aber wie konnte er dann in Vergessenheit geraten? Liszt und Wagner sind doch bis heute uns allen präsent.

! Das liegt an seiner Person ebenso wie am musikhistorischen Umfeld.

? An seiner Person?

! Er war ein sehr eigenwilliger Mensch, der wissenschaftlich orientiert war und im Gegensatz zu Künstlern wie Liszt und Wagner keinerlei narzisstische Gelüste zur Selbstdarstellung pflegte. Denken Sie an all die Affären, die Wagner hatte, den Staub, den seine politischen Handlungen aufwirbelten. Oder an Liszt, der sich medial dramatisch-mystisch in Szene setzte. All das war Raff fremd.



Ich habe bei meinen umfangreichen Recherchen alle damals relevanten Musikzeitschriften durchgearbeitet: Raff erscheint nicht ein einziges Mal in den – heute würden wir es so nennen – „Klatschspalten“.

Andererseits hatte er sich oftmals mit der Presse angelegt, weil er – aus seiner Sicht – ungerecht kritisiert wurde. Er wollte deshalb nichts mit der Presse zu tun haben und die Retourkutsche war natürlich, dass die Presse auch nichts von ihm wissen wollte.

? Das erste Opfer der Medien-gesellschaft!

! Das kann man so sagen. In seiner Art wirkte er oft sehr spröde, weil ihm als Schweizer die höfischen Umgangsformen an deutschen Königshöfen völlig fremd waren. Dann kam für ihn als basisdemokratisch orientierten Schwyzer das quasi angeborene Misstrauen gegen alle Obrigkeiten hinzu. Und all das in einer Zeit – er lebte ja von 1822 bis 1882, als in den 30er und 40er Jahren des Jahrhunderts die Nationen geschaffen wurden.

? Wie hat er es überhaupt geschafft, so aufzusteigen?

! Sein treuester Freund war der Dirigent Hans von Bülow. Das ist der Mann, dem Richard Wagner dessen Frau Cosima ausgespannt hatte...

? Aha! Da kann man sich vorstellen, dass von Bülow lieber mit einem seriösen Mann und Künstler wie Joachim Raff befreundet war als mit dem Frauenhelden Wagner.

! Ja. Hans von Bülow war Ruffs stärkster Förderer, sozusagen die einzige Lobby, die er hatte. Er hat später als Dirigent in ganz Europa und auch in Übersee, eigentlich überall wo er auftrat, Raff-Werke aufgeführt. Einerseits aus Freundschaft, andererseits weil Raff im neunzehnten Jahrhundert zu den meist aufgeführten Komponisten gehörte. Er war ausgesprochen beliebt!



Handwritten text on a vertical strip of paper, possibly a page number or index, with some illegible characters.



? Aber daraus hat er nichts gemacht?

! Nicht in dem Sinne, dass er sich zu einem „Star“ aufgebaut hätte – wie eben Liszt oder das Vermarktungsgenie Wagner. Raff hat zum Beispiel nie gern bei Malern Porträt gesessen. Er nutzte auch nicht das noch relativ neue Medium Fotografie – im Gegensatz zu Wagner. Auch verkaufte er die Notenblätter nicht, die er für seine Kompositionen handschriftlich geschrieben hatte, sondern überliess sie den Verlagen einfach so. Kostenlos. Andere Künstler haben solche Elemente für den Kult um sich herum weidlich genutzt, haben sich eine Lobby aufgebaut, die sie gestützt und hinaus in die Musikwelt getragen haben. All das hat Raff nicht gemacht – weil er keinen Wert darauf legte.

? Ein bisschen weltfremd. Oder?

! Seine Tochter Helene nannte es einmal „welt-scheue Sprödigkeit“.

? Und musikalisch? Wo stand er da?

! Er war ein grosser Anhänger der Traditionen und fühlte sich der Klassik verpflichtet. Felix Mendelssohn-Bartholdy förderte Raff denn auch gerne und mit tiefer Überzeugung. Gleichzeitig war Raff aber auch von den Melodien der damals als „Neudeutsche Schule“ bezeichneten Komponisten Liszt, Wagner und Berlioz begeistert. Deshalb versuchte er die Brücke zwischen beiden musikalischen Strömungen zu schlagen.

Aber dieser Versuch wurde ihm nicht positiv angerechnet. Die Konservativen hielten ihn für einen „Neudeutschen“, und diese – auch als „Zukunftsmusiker“ beschriebenen – meinten, Raff sei eigentlich ein Konservativer, der nicht wisse, was er wolle.

Interessant ist, dass das, was man ihm damals vorwarf, heute als genau das entdeckt wird, was es auch damals schon war: Sein eigener Weg. Und man erkennt heute, wie genial er damals die Tradition mit der Moderne verbunden hat. Der amerikanische Musikwissenschaftler Avrohom Leichling hat einmal über Raff gesagt: „Das Paradoxon seiner Allgegenwart in den Konzertprogrammen der 1860er bis 1880er Jahre, dem ein völliger Verlust seiner Reputation und das Verschwinden aus den Konzertsälen folgte, ist bis heute eines der ungeheuerlichsten Beispiele von Musikpolitik der schlechtesten Sorte.“

„Interessant ist, dass das, was man ihm damals vorwarf, heute als genau das entdeckt wird, was es auch damals schon war: Sein eigener Weg. Und man erkennt heute, wie genial er damals die Tradition mit der Moderne verbunden hat.“

? Wie konnte Raff eigentlich überhaupt so weit emporsteigen?

! Es war in der Tat ein kometenhafter Aufstieg: Im Kollegi in Schwyz war er einer der besten Schüler. Deshalb wurde er zum Dolmetscher des päpstlichen Nuntius, der damals vorübergehend in Schwyz lebte – und erhielt wenig später (er komponierte damals schon fleissig) eine Stelle als Lehrer in Rapperswil.

Einige Förderer von Raff schickten seine Noten an Felix Mendelssohn-Bartholdy, der ihm ein brillantes Zeugnis ausstellte und ihm empfahl, Berufsmusiker zu werden. Daraufhin kündigte Raff seine Stelle, ging nach Zürich – und war stehenden Fusses obdachlos. Er hatte wohl zu sehr auf die Expertise von Mendelssohn-Bartholdy gesetzt, verdiente aber nichts. So musste er auf dem Platzspitz übernachten und seine Zukunft sah nicht gut aus. Doch störte ihn das nicht.

Als er eines Tages erfuhr, dass Franz Liszt ein Konzert in Basel geben würde, machte er sich auf den Weg dorthin. Und weil er kein Geld hatte, geschah das zu Fuss. Natürlich kam er – bei der Entfernung kein Wunder – zu spät zum Konzert. Doch in der Pause sah ihn Liszts Sekretär Beloni, sprach mit ihm und fragte den Maestro, ob dieser junge Musiker, der extra zu Fuss aus Zürich gekommen wäre, nicht doch noch in den Saal kommen könne. Liszt liess ihn ganz unkompliziert auf der Bühne unweit des Flügels Platz nehmen, damit er zumindest den zweiten Teil des Konzerts hören konnte. Danach

unterhielt er sich noch ein wenig mit ihm, merkte, was in Raff steckte und engagierte ihn vom Fleck weg als seinen Assistenten.

Zwei Tage später kehrte Raff mit Liszt nach Zürich zurück und wohnte – im Baur au Lac. Und so ging es weiter. Er wurde empfohlen und weitergereicht, er lernte wie besessen alles, was ihm wichtig und richtig erschien. Schliesslich begleitete er Liszt nach Weimar, wo der Hofkapellmeister wurde und Raff bat, seine Kompositionen zu orchestrieren – weil Liszt das nicht so richtig konnte.

In Weimar traf er die Creme de la Creme der damaligen Kulturwelt und verkehrte mit ihr auf Augenhöhe. Später hielt ihn Peter Iljitsch Tschairowski zum Beispiel für einen viel grösseren Komponisten als Brahms und Wagner.

Dennoch brachte es ihm nicht viel ein, weil er – ganz der Sache verschrieben – immer sagte, was er dachte. Er war der erste, der zum Beispiel die antisemitischen Motive im Werk Richard Wagners aufzeigte. Auch das ist etwas, das erst heute deutlich wird.

Kurzum: Seine Erkenntnisse und Meinungen trug Raff zwar nicht unbedingt grob vor – aber auch keineswegs feinfühlig. Eher nüchtern und sachlich. Viele hielten ihn deshalb für arrogant. Clara Schumann zum Beispiel, die Raff später – als Direktor des Hochschen Konservatoriums – als erste Frau an eine Hochschule berief. Ja, so war er, der Joachim Raff! Widersprüchlich, genial und wenig geschäftstüchtig. Und so geriet er in Vergessenheit.

? Das hört sich an wie ein Leben für ein Filmdrehbuch.

! Absolut.

? Ein musikalisch-kompositorisches Genie wird ausgegraben und wiederentdeckt. Ein musikgeschichtliches Troja?

! Man könnte es so sehen. Ein Beweis dafür sind die vielen CDs, die von grossen Künstlern in den letzten 30 Jahren aufgenommen wurden: Dietrich Fischer Dieskau, Sir Neville Mariner und die Academy of St. Martin in the Fields oder Michel Ponti und die Hamburger Symphoniker – um nur einige zu nennen.

? Wie sind denn Sie selbst auf Joachim Raff gekommen?

! Durch meinen Vater, der Ruffs Musik sehr geschätzt hat. Ich selbst habe auch eine Gesangsausbildung am Musikkonservatorium genossen, ehe ich mich dann für die Psychologie entschieden habe. Mein Vater hatte schon recht früh die Joachim-Raff-Gesellschaft gegründet und so lag das Thema sozusagen in der Familie. Deshalb war mir klar, dass ich eines Tages dieses Buch schreiben werde.

Dafür hat Res Marty zu Recherchezwecken unter Einsatz bedeutender privater Mittel ein einzigartiges Archiv an Originalhandschriften, Bildern, Erstaussgaben und Autographen aus aller Welt zusammengetragen. Bis nach Argentinien reichen die Fäden, die er gesponnen hat und zu einem faszinierenden Muster über Joseph Joachim Raff verwoben hat. Sollte ein Musikwissenschaftler einer Universität diese Zeilen lesen, dann sei ihm hiermit gesagt, dass Res Marty ein Raff-Archiv hat, das jeder Universität zur Ehre gereichen würde. Zum Schluss will der Besucher wissen:

? Können wir Schwyzer Leser etwas aus dem Leben des Joachim Raff lernen?

! Ja, wir Schwyzer sollten einfach ein bisschen diplomatischer werden. Dann steht uns die Welt noch offener als jetzt schon. (Sagt´s und lacht mit seinem melodischen Bariton, dass es den Besucher ansteckt.)

Res Martys Buch „Joachim Raff“ kostet 69 Franken und ist voller Details und herrlicher Anekdoten, die keineswegs nur Musikwissenschaftler interessieren, so unterhaltsam und spannend ist das Leben dieses Schwyzers – von dem Schwyzer Res Marty geschrieben. 🍷



BIBLIOGRAFISCHE ANGABEN:
Res Marty, Joachim Raff, eine reich bebilderte Biografie, 2014 im Verlag ‚MP Bildung, Beratung und Verlag AG‘ erschienen.
Zu beziehen unter:

res.marty@bluewin.ch

„ES GIBT IMMER MÖGLICHKEITEN!“

... SAGT ALOIS BRUHIN AUS
ALTENDORF, DER IN TANSANIA
MEHRERE HILFSPROJEKTE
GEGRÜNDET HAT UND UNTER-
STÜTZT

von *Andreas Lukoschik*

In einem Alter, in dem andere sich darauf vorbereiten, die Vorzüge des Pensionärslebens zu geniessen, begann Alois Bruhin sich mit dem Gedanken anzufreunden, noch einmal richtig Gas zu geben. Mit 63 Jahren – nachdem er seine „A. Bruhin AG“ in Altendorf verkauft hatte – erinnerte er sich an seine Kindheit, als Missionare aus Afrika im Heimaturlaub waren und von „schwarzen Menschen“ erzählten. Damals begann in ihm der Gedanke zu wachsen, irgendwann einmal hinauszugehen und diesen Menschen etwas zurückzugeben. Den Wunsch wollte und konnte er jetzt in die Tat umsetzen.

„Das war in meinem Leben immer so: Wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann habe ich das auch durchgezogen,“ sagt er mit leisem Schmunzeln. Mit einem Berufskollegen reiste er zum ersten Mal nach Tansania, um dort eine Werkstatt für Jugendliche im Bereich Leder- und Stoffverarbeitung aufzubauen. Werkzeuge

und Material waren zuvor schon dorthin transportiert worden. Doch dann musste der Kollege aus gesundheitlichen Gründen passen. „Da habe ich mir gesagt: Das kann doch nicht sein, dass ich schon so weit bin und jetzt aufhören soll. Deshalb habe ich dort unten Kontakt zu einer Schwester aus Deutschland aufgenommen und weitergemacht.“

Das ist 18 Jahre her und wenn man sich – im Kopf schnell nachrechnend – klarmacht, dass man einem 81-Jährigen gegenüber sitzt, dann klappt zunächst einmal der Unterkiefer nach unten. Denn die Zeit scheint an Alois Bruhin weitgehend spurlos vorbeigegangen zu sein. Das ist verblüffend, beweist aber die Richtigkeit des Satzes, dass das, was man gerne tut, einen jung erhält.

Sozial engagiert ist er übrigens seit jeher, der Alois Bruhin: „Wenn wir ein gutes Jahr in der Firma hatten, dann ging immer etwas an andere, die das mehr brauchten als wir. Man hat zwar immer irgendwelche Sorgen in seinem Leben, aber letztlich geht es uns doch allen gut. Deshalb wollte ich davon ein bisschen was abgeben.“

Aus dem „bisschen“ sind inzwischen fünf grosse Projekte geworden. Was nicht immer einfach war. In den Weiten Afrikas ist zwar vieles möglich, aber eine präzise Planung inklusive geordneter Buchführung gehört nicht unbedingt dazu.



Ein Windrad kann nur
Wasser pumpen, wenn
Wind weht. Sonne scheint
in Afrika aber immer.
Deswegen installieren sie
hier Sonnenkollektoren

„Ich habe deshalb Kontakt zu einigen Schweizern, die dort leben und für mich immer wieder einige Dinge kontrollieren. Ausserdem arbeite ich viel und gerne mit kirchlichen Organisationen zusammen, die vor Ort sind. Und schliesslich gibt es einige Grundsätze, die ich für mich von Anfang an festgelegt habe. Dazu gehört, nicht einfach Geld zu schicken. Jedes Projekt schaue ich mir erst einmal sehr genau an, danach wird es in kleine Planungsschritte zerlegt, die finanziellen Aspekte werden durchdacht und erst dann wird das Ganze in kleinen Geldbeträgen finanziert. Wenn dann dort unten etwas schief geht, ist nicht all zu viel verloren.“

„Das darf man natürlich alles nicht mit Schweizer Standards vergleichen, aber es funktioniert alles und tut den Menschen gut.“

In Mwangi, einer kleinen Provinzstadt im Norden von Tansania, hat er auf diese Weise eine Wasserpumpenanlage instandsetzen lassen, die mit einem Windrad betrieben wurde. Sie litt darunter, dass oft nicht genug Wind wehte. Das hiess: Kein Wind, kein Wasser.

„Wir haben sie durch eine Solaranlage und mit einer knapp 1000 Meter langen Wasserleitung ergänzt. So müssen die Frauen das Wasser nicht mehr auf dem Kopf die ganze Strecke tragen, sondern können im Dorf bleiben und sich um ihre Häuser und Felder kümmern.“

Und: „Wir haben dort zusammen mit den ‘Weissen Schwestern’ aus Köln ein Laborgebäude für das kleine Spital errichtet und das Spital mit zwei Solaranlagen ausgestattet. Jetzt können dort kleinere Unfälle versorgt werden, Geburten stattfinden und Malaria und Lungenentzündungen behandelt werden. Beides ist besonders während der Regenzeit ein grosses Problem. Wir haben ein Spitalauto anschaffen können und ein Gästehaus für Angehörige gebaut. Das darf man natürlich alles nicht mit Schweizer Standards vergleichen, aber es funktioniert alles und tut den Menschen gut.“

Drei- bis viermal im Jahr reist Bruhin auf eigene Kosten hinunter, kontrolliert, plant und schaut nach dem Rechten. „Wichtig ist mir, dass kein Rappen von gespendetem Geld in Verwaltung oder solche Dinge fliesst. Das finanzieren wir alles selbst!“

Da ergibt eins das andere. Zur Zeit wird ein Hostel für über 100 Kinder gebaut, in dem Primarschülerinnen und -schülern Unterkunft und Verpflegung während der Schulzeit angeboten wird. In Arusha, der Provinzhauptstadt der Region Arusha im Nordosten Tansanias, ist eine Schule mit zehn Klassenzimmern, Nebenräumen, Toiletten und Schulküche im Bau. Acht Klassenzimmer sind bereits bezogen. In denen lernen schon jetzt fünf- bis sechshundert Schülerinnen und Schüler. Darüber hinaus hat er für die Schule einen Brunnen bohren lassen, der mit einer Solarpumpe das Wasser aus 90 Metern Tiefe ans Tageslicht pumpt. Die Schule wird von Schwestern der Diözese betrieben.

Viele seiner Projekte laufen, seit er sie vor vielen Jahren hat Wirklichkeit werden lassen. Dadurch erfahren die Menschen dort Kontinuität und Sicherheit. Wobei auch Nachhaltigkeit ein wichtiger Aspekt bei solcher Hilfe ist. Ohne sie bliebe alles ein Strohfeuer, das nur für kurze Zeit aufflackert – und dann erlischt. Deshalb hat Alois Bruhin vor Jahren eine Stiftung gegründet, an die Erbschaften und Spenden fliessen können. Sie entscheidet, wo und wie geholfen wird, wobei er bei der Auswahl streng ist.

„Manchmal zu streng,“ sagt er mit einem Lachen in den Augen. „Wissen Sie, es ist oft so,

dass viele glauben, jeder Weise habe die Taschen voller Geld. Und da braucht man nur zu wünschen und dann wird das alles wahr. Ein Massai hat mir einmal gesagt, er brauche Kühe und Ziegen, ich möge sie ihm beschaffen. Da habe ich ihn angelacht und gesagt, dass ich das nicht tun könne. Er hat zurückgelacht und damit war das Thema erledigt. Gefragt haben wollte er zumindest.“

An dieser Stelle muss Alois Bruhin lachen: „So sind sie. Aber das gehört zu der Hilfe, die wir ihnen bringen – zu lernen, dass die Lösung nicht Wünsche sind, auf deren Erfüllung man hofft, sondern dass Probleme und Lösungswege analysiert und in kleine Schritte zerlegt werden müssen, um sie danach Schritt für Schritt selbst gehen zu können.“


Damit das immer besser und häufiger gelingt, hat er in Katesh, einem Ort in der Region Arusha, eine Handwerkerschule bauen lassen, in die Jungen und Mädchen nach der Primarschule gehen können. Und für die sie 200 Franken Schulgeld im Jahr zahlen müssen. Das ist eine Grössenordnung, die sie schaffen können, weil sie dort auch wohnen und verpflegt werden. Denn: „Was nichts kostet, ist nichts wert“. Auf diese Weise ist die Ausbildung kein Almosen, sie „verdienen“ sie sich.

„Sie sind stolz auf die von ihnen erreichte Leistung,“ erklärt Alois Bruhin. Stolz auf Erreichtes zu sein, sei ein guter Lehrmeister, der in ihnen einen Keimling wachsen lasse, der nach „mehr“ strebe. „Deshalb bekommen sie am Ende der dreijährigen Ausbildung auch ein Zertifikat – für sich als Auszeichnung, aber auch für die Betriebe, in denen sie dann arbeiten werden.“

Zur Zeit steht ein Computerlehrgang in einer der Schulen an. Doch eben mal 15 Computer anzuschaffen, wie es sich einige erhoffen, das gibt es mit Alois Bruhin nicht. „Drei müssen erstmal genügen und dann schauen wir, was sie damit erreichen.“

Wer behauptet, ein Einzelner könne in dieser Welt nichts bewegen, sollte Kontakt zu Bruhin aufnehmen. Der hat bewiesen, dass da sehr viel geht!

Wer statt zu Weihnachten, Grusskarten an seine Kunden zu verschicken, Alois Bruhins Arbeit unterstützen will, der findet das Spendenkonto unter

www.hilfswerk-bassotu.ch 



Die Handwerkerschule, die durch Bruhins Hilfe gebaut, und der Krankenwagen, der angeschafft werden konnte

„Stolz auf Erreichtes
zu sein, sei ein guter
Lehrmeister“





*Der Frauenwinkel bei
Pfäffikon im Morgenlicht
FOTO: Stefan Zürrer*



Chäfe

HENRY F. LEVY

... HAT MIT SEINER STIFTUNG BINZ39
ZUM INTERNATIONALEN ERFOLG
SCHWEIZER KÜNSTLER MASSGEBLICH
BEIGETRAGEN.

von *Andreas Lukoschik*

Es gibt Leute, die sagen, Berlin sei deshalb eine aufregende Stadt, weil viele junge Künstler aus aller Welt dort wohnen könnten. Der Grund dafür liege in den niedrigen Mieten Berlins. Henry F. Levy fasst das so zusammen: „Kunst braucht Raum und Raum braucht Kunst“. Er meint damit nicht allein, dass Künstler Ateliers brauchen – also Räume, in denen sie arbeiten können –, sondern auch, dass Städte und Quartiere durch Künstler lebendiger – anders gesagt menschlicher – werden. Dass das nicht nur graue Theorie ist, sondern konkret organisiert werden kann, hat er vor Jahren in London erfahren. Allerdings nicht auf einer Reise, sondern weil er dort gelebt hat.

Was für eine Biografie!

Henry F. Levy - damals noch Heinz F. Levy und Jahrgang 1927 - floh im Jahr 1938 in einem der Kindertransporte vor den Nazis aus seiner Heimatstadt Köln nach England. Die meisten dieser

Kinder kamen in Pflegefamilien, er jedoch hatte das Glück, dass seine Mutter rechtzeitig fliehen konnte. Ein weiterer Glücksfall war der grosse Londoner Bankier Siegmund G. Warburg, der der völlig mittellosen Familie half und die Ausbildung des jungen Henry finanzierte.

„Wie ich später herausfand, war ich eines von vielen Kindern,“ sagt Henry Levy heute noch mit grossem Respekt über die Grosszügigkeit dieses Freundes der Familie.

Warburgs Unterstützung war dem jungen Heinz, der seinen Namen in England in „Henry“ änderte, Pflicht und Ansporn. Er begann mit nur 16 Jahren das Studium der Naturwissenschaften. Nicht nur der Name „Henry“ ist ihm aus dieser Zeit geblieben. Er strahlt noch heute das Flair eines kultivierten englischen Gentleman mit sehr viel Charme und einem guten Humor aus.

Nach einer vielseitigen Karriere als Unternehmer in England siedelte Henry F. Levy 1957 in die Schweiz über. Dort war er zunächst Geschäftsführer und später Eigentümer der „Czuka AG“. Doch „Schuster bleib bei deinen Leisten!“ war nie die Devise Levys. Dazu war er zu neugierig und hatte viel zuviel Energie. Nachdem er das Geschäft mit modischen und preiswerten Schuhen, bei denen er zeitweise auch für das Design verantwortlich zeichnete, zwanzig Jahre geführt und dann erfolgreich verkauft hatte, realisierte er für sich einen Kindheitstraum: Er kaufte einen landwirtschaftlichen Betrieb in Kent. Seiner alten englischen Heimat.

Auch dort wirtschaftete er so erfolgreich, dass der Betrieb nicht nur höchst profitabel war, sondern alsbald so viel Zeit frass, dass seine Vorstellung vom idyllischen Leben auf dem Land nicht in die Tat umzusetzen



war. Ausserdem musste er feststellen, dass er irgendwie zu einem normalen englischen „country gentleman“ geworden war. Was ihm überhaupt nicht gefiel. Er wollte etwas anderes sein und machen.

Was für eine Familie

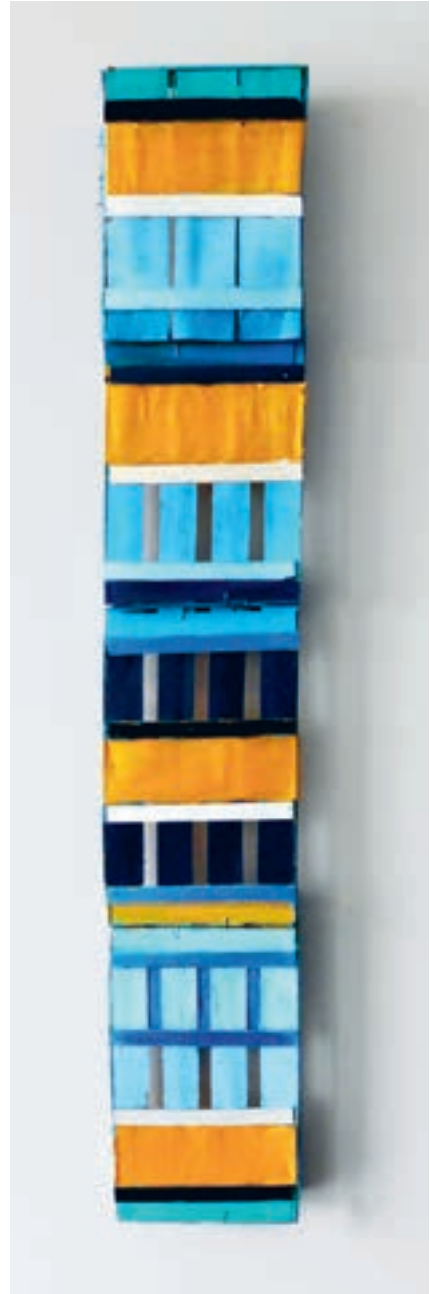
Und der Gesellschaft etwas zurückgeben. So wie seine Geschwister: Seine ältere Schwester war wesentlich an der Gründung von Amnesty International beteiligt. Sein ebenfalls älterer Bruder hatte für das CERN in Genf wichtige technologische Entwicklungen vorangetrieben.

Henrys Thema war einerseits immer schon das unternehmerische Wirken gewesen – und andererseits die Kunst. Deshalb beschloss er, sich erneut zu verändern. Er verkaufte den landwirtschaftlichen Betrieb, kehrte in die Schweiz zurück und setzte in die Tat um, was er zuvor in London bei der Stiftung SPACE kennengelernt hatte: Er stellte Künstlern Atelierräume zur Verfügung.

Theoretisch. Denn in der Praxis stellte sich heraus, dass das schwierig war. Ehe er Ateliers zur Verfügung stellen konnte, musste er sie nämlich erst einmal anmieten. Da waren aber die bürgerlichen Zürcher dagegen, denn die wollten keine Künstler in ihren Häusern haben.

So sei das für eine – ihm zu lange dauernde – Zeit geblieben. „Bis ich auf den kunstinteressierten Bauunternehmer Rolf Piller traf,“ sagt er und kann sich ein charmantes Lächeln nicht verkneifen. „Von ihm habe ich 500 Quadratmeter Gewerberäume in der Binzstrasse 39 mieten können. Daraus haben wir acht Ateliers und einen Ausstellungsraum gemacht. Die Künstler bekamen die Ateliers zwar für zwei Jahre gratis, mussten aber einen kleinen Beitrag abgeben – für die Ausstellungsorganisation.“

Die Kosten für die Ateliers trug die von Levy gegründete Stiftung, die alsbald den Namen der Atelieranschrift bekam: BINZ39. Kurze Zeit später kamen weitere Ateliers am Sihlquai hinzu. Diese Ateliers begründeten die Kunstszene, die jetzt am Sihlquai blüht. Als Levy mit seinen Künstlern dort einzog, boomte dort vor allem der Strassenstrich.



Diese Arbeit ist von dem amerikanischen Künstler Joe Egan. Henry F. Levy verehrt worden.



Bei Henry Levy hängen nur Arbeiten, mit denen er eine bestimmte Erinnerung verbindet. Diese Arbeit stammt von dem Schweizer Gottfried Honegger.

Es ging bald aufwärts mit Levys Kunstprojekten. Er mietete ein Atelier in New York und konnte wenig später mit einem Künftleraustauschprojekt beginnen: Amerikanische Künstler kamen für ein Jahr nach Zürich, Schweizer Künstler gingen für ein Jahr nach New York. Ein ähnlicher Austausch wurde später mit Madrid möglich.

Dann bot sich die Möglichkeit, das Kurmittelhaus des Parkhotels in Scuol zu nutzen. „Ich fuhr dort hinauf und verhandelte mit dem Eigentümer. Der wollte dort oben einen Kunstbetrieb haben, weil er dafür den fünften Stern für sein Hotel bekommen wollte. Wir einigten uns darauf, dass unsere

Künstler dort wohnen und arbeiten konnten und einmal am Tag im Hotel gratis Essen bekamen. Ausserdem räumte er mir das Vorkaufsrecht für das Kurmittelhaus ein.“

„Als das Hotel zwei Jahre später in Konkurs ging, entschloss ich mich, das Kurmittelhaus tatsächlich zu kaufen. Auch wenn es keine gratis Mahlzeiten mehr im Hotel gab.“ Und wieder zeigt er dieses schelmisch charmante Lächeln. „Wir beschlossen stattdessen, dass jeder Künstler inklusive Kurator – also ich – an einem Abend für alle kochen musste. Das war die beste Entscheidung überhaupt. Denn das wichtigste des Atelierlebens hat am Abend beim gemeinsamen Essen stattgefunden. Dabei war für mich sehr interessant zu sehen: Konkurrenz in der künstlerischen Arbeit gab es nie, aber beim Kochen, da wollte jeder der Beste sein.“

Dann fügt er wieder lächelnd hinzu: „Wenn man mit einer solchen Gruppe die Zeit eines Sommers verbringt, lernt man sehr viel über Kunst, über Menschen, über die Gesellschaft überhaupt. Denn 95 Prozent aller Künstler haben einen soliden Beruf erlernt – nur die wirtschaftlich erfolgreichen leben von dem, was sie später mit der Kunst verdienen. Die meisten machen Kunst, weil sie es müssen. Aus einem inneren Drang.“

Alle drei Arbeiten auf dieser Doppelseite hängen bei den Levy's zusammen an einer Wand. Diese ist von Thomas Virnich, einem Deutschen, der in der Schweiz lebt.



Das Projekt Scuol ist inzwischen selbstständig und von der Stiftung BINZ39 unabhängig – und läuft immer noch ausgezeichnet.

Im Jahr 1990, als der eiserne Vorhang gefallen war, wollte das Bundesamt für Kultur in Bern einen Austausch mit Künstlern aus dem ehemaligen Ostblock in Gang setzen. Man wandte sich an jemanden, der sich mit diesem Thema auskannte – Henry F. Levy. Der ergriff die Gelegenheit. Gemeinsam gründeten sie den Verein ARTEST – Levy wurde dessen erster Präsident. Wie gesagt: Der Mann war Unternehmer und hatte Power.

So entstanden in Zusammenarbeit mit anderen Stiftungen Ateliers in Moskau, Prag, Budapest, Kiew, Sofia und Krakau. Schweizer Künstler gingen in diese Städte, Künstler aus diesen Ländern kamen nach Zürich.

Viele Ateliers

In den 31 Jahren seit der Stiftungsgründung entwickelten sich verschiedene Areale in Zürich, wo die Stiftung BINZ39 zu unterschiedlichen Konditionen 32 Ateliers anbietet. Mehr als 500 Künstler sind seitdem dort ein- und ausgegangen. Sie konnten ihre Arbeit in der Atmosphäre der Ateliers und im Austausch mit anderen Künstlern weiter entwickeln.

In der Liste finden sich Namen wie der des Schwyzers Ugo Rondinone, der des Schaffhausers Olaf Breuning und der des Zürchers Urs Fischer, aber auch der der Solothurnerin Susan Hodel und der des Bulgaren Nedko Solakov.

Dazu sagt Henry F. Levy: „Ich wollte immer den künstlerischen Prozess fördern. Ob jemand später Erfolg am Markt hatte, war und ist für unsere Arbeit nicht wichtig.“

An dieser Stelle wandelt sich die Stimmung des charmanten Gentleman Levy. Er wird nicht nur ernst, sondern regelrecht streng: „Ich kenne Leute, die kaufen in den Ateliers von Künstlern Arbeiten, die sie gar nicht hängen können, weil sie viel zu gross sind. Das kommt dann in eine Kiste und ab ins Lager. In dem Moment aber, in dem Kunst in ein Lager kommt, ist es keine Kunst mehr, sondern Ware.“

„Jeder gute Künstler versucht, eine Sprache für das zu finden, was er ausdrücken will. Nimmt man ihm diesen Inhalt, indem man ihn der Kommunikation mit dem Betrachter beraubt, macht man ihn mundtot und degradiert seine Arbeit zur `Sache´.“

Vor zehn Jahren hat er sich aus der Stiftung zurückgezogen. Das „Kind“ war inzwischen gross genug, um selber laufen zu können – und die Stiftung ist seitdem so aufgestellt, dass sie noch zwanzig Jahre weiter existieren kann. Die Organisation hat inzwischen seine Frau Lucia Coray übernommen, die selbst als Künstlerin arbeitet und Teil der Ateliergemeinschaft ist.

Privat wohnen beide in einer herrlichen Wohnung in Wollerau. „Nicht aus steuerlichen Gründen,“ sagt er mit seinem schelmischen Lächeln, „denn dazu müsste man sehr reich sein, damit sich die Steuerersparnisse mit den hohen Preisen in Wollerau ausgleichen. Sondern deshalb – dabei weist er, wie um seine Aussage zu bekräftigen, mit einer Handbewegung auf die 180 Grad Zürichsee, die sich vor der Fensterfront dieser Hangwohnung ausbreiten. Dieses riesige „Bild“ ändert sich 24 Stunden am Tag.

„Kunst kann man nie verstehen!“

Vis-a-vis hängen an den Wänden seiner lichten Wohnung viele Bilder. Aber nicht wie in einem Museum, wo nach kunstgeschichtlichen Kriterien gesammelt wird, sondern bei ihm geht es expressiv und ganz subjektiv zu. Er hat zu jeder Arbeit eine Beziehung, weiss eine Geschichte dazu zu erzählen, kennt die Künstler aus der Begegnung. Dieser persönliche Zugang ist der einzige, den er gelten lässt: „Kunst kann man sowieso nie verstehen,“ sagt er und

lässt eine spannungsvolle Pause.
„Man muss sie fühlen!“

Wie schrieb doch der
Geheimrat aus Weimar in seinem
„Faust“:

*„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.*

*Sitzt ihr nur immer! leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäuschen 'raus!*

*Bewundrung von Kindern und Affen,
Wenn euch danach der Gaumen steht -
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.“*



Henry F. Levy hat – anders als Banker und Finanzjongleure – Zürich reicher gemacht. Leidenschaftlicher. Widersprüchlicher. Lebenswerter. Als Dank hat ihn die Stadt mit dem Preis für aussergewöhnliche kulturelle Verdienste geehrt. Das war im Jahr 2013, nachdem der Fernsehfilm 2004 für das Programm „Sternstunde Kunst“ über Levys Leben produziert worden war. Dieses „Danke!“ der Stadt Zürich freut ihn sehr.

Als er das sagt, schaut Henry F. Levy von seinem Adlerhorst in Wollerau über den Zürichsee, ein kleines Glas Schweizer Weisswein in der Hand und lächelt. Und der Besucher ahnt, dass das „F.“ in seinem Namen nicht zufällig für „Felix“ steht.

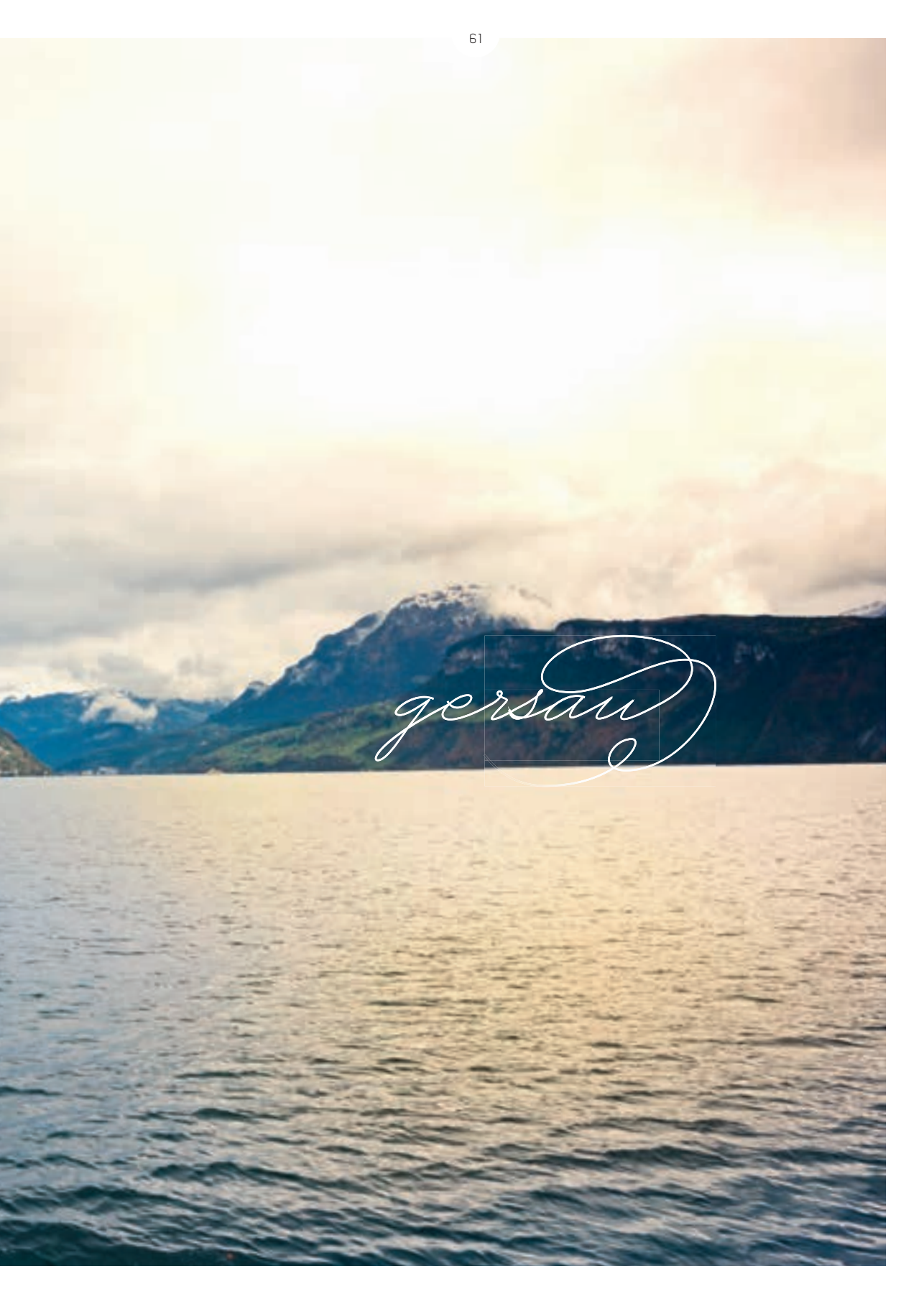
„Felix“ – Glücksnatur und Glücksbringer in einem! 🍷

Diese Arbeit widmete der Schweizer Künstler Marc Bunti Henry F. Levy und seiner Frau



*Blick vom Raddampfer
Schiller auf dem
Vierwaldstättersee
Richtung Gersau
FOTO: Stefan Zürrer*





gersau

DER HERBSTZEITLOSE

EINE BEGEGNUNG MIT DEM ERFINDER
DES „GERSAUER HERBST“:
ROGER BÜRGLER

von *Andreas Lukoschik*

Eigentlich wollte er nur etwas gegen die übliche Novemberdepression unternehmen. Und dann ist das dabei herausgekommen: Elf Jahre „Gersauer Herbst“. Bis jetzt. Und ein Ende ist nicht abzusehen. Roger Bürgler sei Dank. Das muss man wirklich, denn er hat im ersten Jahrzehnt die Marke „Gersauer Herbst“ nicht nur etabliert, sondern vor allem auch durchgehalten, dass aus noch einem Schweizer Musik-Festival der „Gersauer Herbst“ wurde.

Wie beschreibt er diese Marke?

„Der ‘Gersauer Herbst’ ist für Kulturinteressierte, die sich überraschen lassen wollen. Ganz klar. Die meisten Leute, die zu uns kommen, schätzen genau das: Sie werden überrascht.“ Damit sind wir auch gleich beim Selbstverständnis von Roger Bürglers Veranstaltungsunternehmen kulturwerk.ch. Über ihm steht nämlich die Kernaussage: „Unser oberster Leitsatz ist, Menschen zu überraschen und zu begeistern!“

Wer ihm beim Reden zuschaut, weiss, woher dieser Leitsatz stammt. Der Mann ist das beste Beispiel dafür, Begeisterung zu erleben und weiterzugeben. Woher hat er das?

„Ich leide an chronischem Optimismus,“ sagt er und lacht strahlend. „Nein, im Ernst, meine Freude an den Künsten habe ich schon als kleiner Bub gehabt. Das hat sich dann weiter entwickelt. Mit sechzehn habe ich das erste Open Air mitorganisiert. Dann habe ich lange Zeit als Journalist mit Vorliebe für kulturelle Themen gearbeitet. Da war ich auch sehr viel im Ausland – allein acht Jahre in Wien, wo es mich immer noch regelmässig hinzieht. Und die Begeisterung für Musik, Theater, Wort und Film nimmt auch nach langer Zeit der Arbeit daran nicht ab.“ Nach einer kurzen Pause schiebt er mit seinem blitzenden Lachen nach: „Sie wird eher mehr!“

Seit zehn Jahren steckt er die Besucher seines Festivals damit an. Wie? Dadurch, dass er in manchem, worin andere die Nachteile sehen, die Vorteile entdeckt. Und sie ausbaut.

„Der Saal hier im Alten Rathaus ist ja eher klein. Wenn die Künstler ihn zum ersten Mal sehen, ist die erste Reaktion meist: ‘Oh, ist der aber klein’ und die zweite: ‘Wow, das könnte cool werden!’ Unsere Bühne ist wirklich nur zwei Meter fünfzig tief, dann kommen schon die Knie der ersten Reihe. Platz ist höchstens für 100 Personen. Allerhöchstens. Aber diese Nähe hat was. Nicht nur für das Publikum. Auch und gerade für die Künstler. Die sitzen vor einer zum Greifen nahen Wand der Aufmerksamkeit. Solche Möglichkeiten der Begegnung zwischen Künstler und Publikum sind selten. Und beide haben etwas davon.“ Wenn die Stimmung stimmt.

Damit das gelingt, muss sie zuerst einmal bei den Künstlern vorhanden sein. Denn



Oben links: die Band
Chica Torpedos (15.11.)
Oben rechts: Redwood
(Auftritt 20.11.)
Unten: das Duo
Famous October (21.11.)



von ihnen muss der Funke überspringen. Deshalb sorgt Roger Bürgler im Vorfeld dafür, dass sich seine Künstler wohlfühlen.

„Das Drumherum ist sehr wichtig für die Atmosphäre. Bei uns wohnen unsere Künstler in einem guten Hotel, wir helfen ihnen beim Aufbau und gehen dann erst mal fein mit ihnen essen. Meist in denselben Restaurants, wo auch unsere Gäste sind. Das gibt dem Ganzen etwas Familiäres, wo sich auch die Künstler aufgehoben fühlen. Diese angenehme Backstage-Atmosphäre spricht sich übrigens viel schneller in der Szene rum als dass wir nur kleine Gagen zahlen können. Wegen dieser `Magic Moments` zwischen Künstlern und ihrem Publikum kommen übrigens auch grosse Namen gern zu uns. Und das ist für mich als Veranstalter ein schönes Gefühl – diese gegenseitige Wertschätzung.“

Ist er eigentlich schon Ehrenbürger von Gersau?

„Im Sommer diesen Jahres wurde der erste lebende Zeitgenosse zum Ehrenbürger von Gersau ernannt: Dr. Albert Müller. Er hat das Buch `Gersau – Unikum der Schweizer Geschichte` geschrieben. Da muss ich wohl – wenn überhaupt – noch sehr lange warten.“ Sagt´s und lacht.

Als gebürtiger Schwyzer und begeisterter Gersauer kann Roger Bürgler möglicherweise erklären, ob es einen Unterschied gibt zwischen Schwyzern und Gersauern, die nur gute fünfzehn Kilometer Autostrasse voneinander trennt?

„Ja natürlich,“ sagt er und hat auch gleich eine griffige Erklärung parat: „Der Schwyzer hat eine nicht unsympathische Art, überheblich zu sein. Denn: der Kantonshauptort ist halt der Chef des Kantons. Der Gersauer dagegen hat die nicht unsympathische Art, auf Autoritäten zu pfeifen. Und das gefällt mir. Je länger je lieber. Das spürt man in Kleinigkeiten des Alltags überall. Auch wenn diese politische Unabhängigkeit der „Freien Republik Gersau“ bald zweihundert Jahre vorbei ist, ist sie immer noch in den Köpfen vorhanden. Und wird von der Topographie geradezu unterstützt. Diese Bucht, in der der Ort liegt, die Rigi Scheidegg und die Hohflueh im Rücken und vor uns der See – das ist wie eine riesige Burg. So etwas fördert das unabhängige Denken!“

Apropos Unabhängigkeit. Wie schafft er es, so ein Festival wirtschaftlich zu stemmen?

„Da muss man ganz klar sagen: Von Seiten der Privatwirtschaft gäbe es unser Festival ohne die Schwyzer Kantonalbank und die Victorinox nicht – und es sähe auch bei anderen Kulturprojekten im Kanton eher düster aus. Deswegen bin ich sehr dankbar, dass es diese beiden großzügigen Sponsoren bei uns gibt. Zusammen mit der Kulturförderung von Kanton und Bezirk, ein, zwei Stiftungen und den Ticketverkäufen kann das Festival finanziert werden.“

Was wird es denn an Überraschungen im Programm des ersten Jahres vom `zweiten Jahrzehnt Gersauer Herbst` geben?

„Wir eröffnen mit der in der Innerschweiz verwurzelten Band Rumpus, die Ländler mit Jazz und kubanischen Rhythmen mischt. Und wir enden mit Stefanie Heinzmann, die ich als die erfolgreichste Sängerin der Schweiz bezeichnen würde die in der Schweiz breiteren Publikum durch ihre Jurorentätigkeit in der TV-Sendung „The Voice of Switzerland“ bekannt wurde. Dazwischen gibt es Blues vom neuen „Ten Years After“-Sänger- und Gitarristen Marcus Bonfanti, Erzähltes von der DRS3-Legende Reeto von Gunten, Gitarre & Cello von Sarah Bowman & Coal, die Zürcher Kult-Band Redwood, Richard Koechli & die Blues Roots Company und Anna Kaenzig, die einige Kritiker bereits mit Norah Jones vergleichen. Und dann natürlich unsere Nachwuchsplattform mit ganz jungen Talenten aus der Zentralschweiz. Da werden einige Ohren Augen machen.“

Auf wen freut er sich am meisten?

„Auf die Chica Torpedos. Die sind so originell, so witzig, so hochmusikalisch, so anders. Toll.“

Und wieder perlt diese Begeisterung hoch. Da wird selbst ein hartgesottener Berichterstatter neugierig. Aber Roger Bürgler ist eben ein Kommunikationsfachmann, der weiss, wie man das macht. Und wie man sich als Angesprochener dabei nicht überrumpelt, sondern ausgesprochen wohlfühlt. 🍷

„ICH SETZTE DEN FUSS IN DIE LUFT, UND SIE TRUG.“



MISCHA CAMENZIND,
DER ILLUSTRATOR DIESER AUSGABE,
BEHERRSCHT FARBE UND RAUM
EBENSO

von Andreas Lukoschik

Auf dem Tisch liegt das Buch „Seifenbaum und Wolkenbrot“. Es präsentiert eine Ausstellung im Park der Villa Flora in Gersau. Mit ihr haben Mischa Camenzind und 20 andere Künstler den Park in einen poetischen Kunst-raum verwandelt. Allein dieser kurze Hinweis enthält bereits einige Schlüsselbegriffe des Camenzindschen Schaffens – Poesie, Kunst und Raum.

Beginnen wir mit der Poesie.

? Wie kommen Sie zu den Titeln Ihrer Arbeiten?

! „Wolkenbrot“ habe ich als Kind immer zu dem Sonntagszopf – also dem Brot – gesagt. Weil es aussieht wie eine Wolke. Und Seifenbäume gibt es wirklich. Beides sind schöne Wörter.

? Sie mögen schöne Wörter. Oder? „Denkkratzer und Wolkenräume“ heissen ihre Arbeiten aus New York. „Weiss das Schaf vom Wolf in seinem Pelz?“, „Rasender Stillstand“ – das sind poetische Titel.

! Ja, ich liebe Poesie. Ich lese viel – meist Gedichte. Hilde Domin mag ich zum Beispiel sehr: „Ich setzte meinen Fuss in die Luft, und sie trug.“ Oder Erich Kästner: „Einsam bist du sehr alleine – und am schlimmsten ist die Einsamkeit zu zweit.“ Mit 16 Jahren hatte ich den Film „The Doors“ zum ersten Mal gesehen. Dieser Film war für mein Leben sehr wichtig. Die Hauptperson – Jim Morrison – hat Gedichte geschrieben und das hat irgend-etwas in mir gelöst. Danach habe ich begonnen, Gedichte zu schreiben.



"Aufruhr in der Dämmerung" aus der Serie "Bastelbilder" Camenzind dazu: "Für mich sind Collagen eine Art visuelles, energetisches Diktiergerät in dem ich meinen Inhalten schnell, spontan und direkt Gestalt geben kann."



? Mögen Sie das Leben?

! Ich? (*Und dann aus tiefem Herzen*) Ja sehr! Für die ganze Welt bin ich eher skeptisch. Aber für mich selber bin ich Optimist.

? Es schwingt viel Humor in Ihren Arbeiten mit, – wenn ich mir „Was ist eigentlich aus Walter Tell geworden?“ anschau. Eine Arbeit, die an der Decke über dem Behandlungsstuhl

bei einem Zahnarzt installiert ist.

! Die Idee dabei war, dass man beim Zahnarzt nicht immer an die leere Decke starren muss und – weil man nichts sieht – sich auf den vielleicht auftretenden Schmerz konzentriert, sondern dort oben Fragen sieht, über die man stattdessen nachdenkt.

Ich finde, Humor macht das Leben schöner. Wir Schwyzer haben einen speziellen Humor. Sehr trocken und gleichzeitig ein bisschen anarchisch. Das mag ich sehr. Wir haben es nicht gern,



wenn uns jemand sagt, wir müssten etwas so oder so machen. Da sagt sich jeder: Ich mach's, wie ich es will. Früher habe ich in Gersau versucht, Leute zu ändern.

Was heisst zu ändern? Sie vielleicht zu ein bisschen Kunst und Kultur zu bewegen und ihre Fantasie anzukurbeln. Weil ich es auch nicht gern hab, wenn mir andere sagen, ich müsse meine Kunst so oder so machen, habe ich mir gesagt: Du kannst diese Menschen nicht ändern und das musst du auch nicht. Du musst dir einfach

deine Leute selbst suchen. Und dazu musste ich in die Stadt. Das haben die Menschen in Gersau, die mir wichtig waren und sind, verstanden. Was alle anderen denken, ist mir egal.

? Haben Sie eigentlich einen Galeristen?

! Zur Zeit nicht. (*Zögert, denkt nach.*) Das ist zuallererst meine Entscheidung. Denn dabei investiert jemand in mich und der will sein Geld wieder zurückbekommen – plus Gewinn. Das ist Business. Also muss man produzieren. Ich weiss nicht, ob ich zur Zeit in diese Maschinerie hinein möchte. Andererseits wäre das ein schöner Vertrauensbeweis, wenn ein Galerist käme, der mich fördern würde. Das würde mir gefallen. Und im konkreten Fall würde ich schauen, wie wir das hinbekommen könnten.

? „Wäre ich Galerist,“ denkt sich der Interviewer, „würde ich ihn mir schnappen!“

Und wovon leben Sie, wenn ich das mal so direkt fragen darf?

! Ich lehre Deutsch an einer Sprachschule. Ich bin gern Lehrer. Das macht mir Freude.

? Wie Kafka, der als Versicherungsangestellter sein Brot verdiente? Oder wie E.T.A. Hoffmann, der im Staatsdienst tätig war?

! Mein Traumberuf als Jugendlicher war eigentlich ganz was anderes: Ich wollte Filme machen. Aber irgendwie wurde nichts daraus. Dann habe ich das Steuerrad rumgedreht und bin aufs Lehrerseminar in Rickenbach gegangen. An der Sprachschule bin ich jetzt seit acht Jahren.

Ich habe Deutsch gern. Es ist eine sehr schöne Sprache. Außerdem ist die Sprachschule sehr flexibel in der Terminplanung. Und so kann ich beides tun – Lehrer sein und trotzdem meine Kunstprojekte verfolgen.

Kunst machen ist auch sehr einsam. Ich bin ein widersprüchlicher Mensch. Manchmal bin ich sehr gerne allein in meinem Atelier. Und dann bin ich wieder gerne unter Menschen und lerne dort Leute aus der ganzen Welt kennen.

? Wie ist das, wenn Sie in ihrem Atelier arbeiten?

! Beim Zeichnen, Malen, Collagieren läuft bei mir Musik und es gibt keinen Anfang und kein Ende. Da strömt es aus mir heraus. Da komme ich dann in so einen Flow hinein und sehe nur noch Farben. Auch wenn ich danach aus dem Atelier komme. Überall nur Farben und Linien. Ich kann dann gar nicht mit anderen Menschen reden.

? Wie gehen Sie bei den Arbeiten im Raum vor? Ist das eher geplant-analytisch oder auch assoziativ-erzählend?

! Bei den grossen Wandzeichnungen habe ich ein paar Anhaltspunkte und dann geschieht es einfach. In einem fortwährenden Prozess. Ich kann das nicht im Voraus planen.

Anders ist es bei konzeptionellen Arbeiten, Ausstellungen oder Objekten. Da ist dann alles durchdacht und vorgeplant.

? Und dieser Prozess ist ein sehr beglückender Moment – wenn es da so strömt?

! Nein, eigentlich nicht. Am besten bin ich eigentlich, wenn ich richtig wütend bin. Deswegen ist es auch gut, dass ich dabei alleine bin. Aber inzwischen kenne ich mich und weiss, dass ich mich durch diese Emotionen hindurchwühlen muss. Und irgendwann, wenn die Arbeit stimmt und sie gelingt, dann kommt dieses Glücksgefühl. Aber am Anfang steht bei mir der Kampf. Mit mir, der Sache, dem Material, den Farben. Da ist nicht immer alles Harmonie. Aber was soll's? Ein Sportler muss auch trainieren und

lacht dabei nicht fortwährend glücklich vor sich hin. So zu arbeiten geht natürlich nicht, wenn man 'nebenher' noch Schule gibt. Ich war deshalb unlängst für eine Woche im Tessin. Da gibt es dann nichts anderes, kein Handy, kein Computer, nichts. Dann bin ich ganz und ausschliesslich in meinem Kunstwerk drin.

Vor sieben Jahren hatte ich einen total schönen, riesigen Raum gefunden – einen alten Weinkeller. Die Wände waren sieben Meter hoch und 15 Meter breit und ich habe mich dort unten für drei Wochen eingebunkert. Ich war jeden Tag zwölf Stunden unten. Es war eine wunderbare Arbeit, über alle Wände. Aber am Schluss mussten die Wände wieder weiss sein.

Natürlich denkt man sich, warum mache ich das? Aber es geht um die Erfahrung. Meine Erfahrung. Ich mache Kunst, weil ich es muss und weil es für mich wichtig ist. *(Er lächelt dabei.)*

Landkarten zum Spielen

? Ein zentrales Thema in Ihrem Werk sind „Orte“. Was ist für Sie ein Ort? Ein geografisch-physischer Raum oder ein gedachter Punkt.

! Es kann alles sein. Mich faszinieren Landkarten. Mit denen kann man super spielen, sie verändern. Meine grossen Wandarbeiten sind für mich auch Landkarten – natürlich anders als normale Landkarten. Aber in beiden sind Zeichen und Zahlen und Linien und Farbflächen und Wörter.

? Im Eingangsbereich Ihrer Wohnung hängt eine Weltkarte, auf der Sie jede Menge Orte markiert haben, an denen Sie schon waren., Hongkong, New York, ... Salvador da Bahia in Brasilien. Was hat Sie gerade dorthin geführt?

! Ich hatte dort eine Freundin. Damals war ich jedes Jahr eine längere Zeit zu allen Jahreszeiten in Salvador und habe gearbeitet, meistens geschrieben und gezeichnet. Eine sehr faszinierende Stadt mit einer ungeheuren Energie.

? Sie waren dann vier Monate in New York. Durch ein Stipendium des Kantons Schwyz für junge Künstler....



DER KANTON SCHWYZ
HAT MISCHA CAMENZIND
GEFÖRDERT

– durch ein Stipendium in
New York und im Dezember
2013 durch einen Werk-
beitrag zur Realisierung
einer Arbeit. Wer mehr über
ihn erfahren will:

www.mischacamenzind.ch



*Geknotete Atlasseiten
aus der Serie
"Allgemeinplätze"*

„EINEN
ATLANTIK
LEGEN“

verreisen
heisst auch zurückkommen

an sich
das ausgefranste glätten

die poren lüften
fett-lösen

zwischen dürfen und müssen
einen atlantik legen

den stecker ziehn
glühwurm werden

! ... ja, das war absolut faszinierend. Weil mein Thema ja Orte sind, habe ich jede Woche einen Ort beschrieben – Montauk, Brooklyn, Staten Island – und diese Texte wurden dann im Boten der Urschweiz abgedruckt. Das war sowohl eine Arbeit als Künstler als auch eine Art Rückgabe an den Kanton Schwyz, der es mir ermöglicht hatte, in New York zu arbeiten. Ich habe an den Rückmeldungen aus dem Kanton gemerkt, dass ich viele mit meinen Texten erreichen konnte. Das war eine schöne Erfahrung.

? Sie haben eine grosse Bandbreite – Zeichnen, Malen, Collagen, Video und Schreiben....

! Ja. Ich finde das Leben – mit Orten, Frauen, Begegnungen.... – viel zu spannend, als dass ich mich auf eine Technik beschränken wollte. Auch, wenn es manchmal schwierig ist. Ich mag das Arbeiten mit meinen Händen. Ausschneiden, kleben, zeichnen, Holzplatten zusammennageln, dreckig werden. Ich arbeite gerne so ganz konkret. Wie gesagt, ich bin am besten, wenn ich wütend bin. Und bei diesem Kampf muss ich den direkten Kontakt mit dem Material haben. Da muss ich schaffen – und nicht nur mit dem Kopf arbeiten wie am Computer. 🙄



*Von Mertischachen über
den Küssnachersee
Richtung Greppen und
Alpen
FOTO: Stefan Zürrer*



Küssnacht

DER MANN MIT DER MASKE



MAX HEINZER UND SEINE
WELT HINTER GITTERN

von *Andreas Lukoschik*

Es gibt Menschen, die behaupten, das Fernsehen habe keinen besonders grossen Einfluss auf Kinder und Jugendliche. Das mag für einige von ihnen stimmen. Für den damals sechsjährigen Max Heinzer waren die Piratenfilme am Sonntagnachmittag jedoch das Grösste. Wenn die Guten mit den Bösen um die Vorherrschaft fochten, dann wurde das anschliessend im elterlichen Garten mit dem zweieinhalb Jahre älteren Bruder nachgespielt und ausgefochten. Irgendwann in jener Zeit sei in ihm der Entschluss gereift – so Max Heinzer bei seiner Rede zum 1. August 2013 – „der beste Fechter in der Welt zu werden“.

Einundzwanzig Jahre später stimmt das. Mal mehr, mal weniger – weil auch bei den Fechtern ein weltweites Wettbewerbskarussell ständige Neuberechnungen und Umplatzierungen erzwingt. Unbestritten aber ist, dass Max Heinzer aus Immensee weltweit zu den Top Five der Fechter gezählt wird. Und, dass das auch noch lange so bleiben wird. Denn der Mann hat den Willen zum Sieg. Nicht einmal. Nicht zweimal. Und auch nicht dreimal. Sondern immer.

Eine Zeitlang war er auf Platz 1 der Weltrangliste abonniert – und fühlte sich da obengar nicht besonders wohl. „Weil man danach nur

absteigen kann,“ sagt er heute. Eine Perspektive, die ihm nicht gefällt: „Ich bin lieber Jäger als Gejagter!“

Wer ihn bei den Vorbereitungen zu seinen Wettkämpfen beobachten kann, erkennt, dass das für ihn kein leicht dahingesagter Spruch ist. Exzellent organisiert bereitet er sich pickelhart auf jeden Wettkampf vor.

Das beginnt bereits im Detail am Wettkampfmorgen. Muss er um sieben Uhr aufstehen, stellt er sich den Wecker auf 7:01. „Wenn hinter dem Doppelpunkt 00 stünde, wäre das nichts. 02 geht auch nicht – der Zweite ist der erste Verlierer. 03 geht bedingt, denn der dritte Platz ist zumindest Bronze, deshalb ist der zweite Weckruf auf 7:03 gestellt.“

Zwei Minuten Zeit zum endgültigen Aufwachen! Für reaktionsschnelle Fechter ist das offenbar eine Ewigkeit.

Dann geht's zum Anziehen. Alles hat er am Vorabend zurechtgelegt und jedes Mal zieht er das gleiche wie bei jedem Wettkampf an. Stück für Stück. Es wird dasselbe zum Frühstück gegessen, dasselbe getrunken, immer dasselbe gemacht. Wie bei jedem Wettkampf. Warum? „Weil ich vorher keine Entscheidungen treffen will. Das lenkt mich ab. Ich fokussiere alle meine Energie auf den Wettkampf. Alles andere blende ich durch die regelmässige Wiederkehr des Immerselben aus.“

Dann geht es zum Wettkampflplatz. Auch dort pflegt er die immer gleichen, erfolgreichen Rituale: eineinhalb Stunden vorher das Aufwärmtraining, wozu auch ein fünfzehnminütiges Einstossen mit dem Degen gehört. Das übt er mit seinem Coach oder anderen Sparringspartnern,



WER MEHR ÜBER IHN
ERFAHREN WILL:

www.maxheinzer.ch



um seine Reaktions-
schnelligkeit zu wecken.
30 Minuten vorm Beginn des
Wettkampfs – Stopp. Erholung.
Trinken.

Umzug in den Callroom. Dort trifft er
auf seine Gegner. Mit denen redet er aber nicht be-
sonders viel. Auch wenn jetzt das Warten beginnt,
was er nicht besonders mag.
Wenn endlich das Signal zum Kampf kommt, geht
Max Heinzer auf die Planche – das ist die Bezeich-
nung für die Fechtbahn im Sportfechten – und
lässt das wichtigste Ritual folgen: Er verpasst
sich eine Ohrfeige rechts und eine links – „zum
Wachwerden“. Darauf folgt ein markerschütternder
Schrei, mit dem er alle Nervosität, alle Zweifel,
jede Ablenkung aus sich herausbrüllt. Womit er
manchen Gegner einschüchtert.

„Nach diesem Schrei werde ich ganz
ruhig. Alles fällt von mir ab und ich beginne mich
nur noch auf meinen Gegner zu fokussieren. Das
ist kein Tunnelblick, weil man dabei Dinge ausser
acht lassen kann. Es ist eher ein Ausblenden von
allem, was nicht mein Gegner ist.“

Dann setzt er sich die
Maske auf und sieht die
Welt des Wettkampfs durch
das feine Gitter seines Ge-
sichtsschutzes. Seine Energie wird
dadurch so hochgespannt wie der Bolzen
auf der Armbrust. Ausgelöst wird sie durch das
Kommando: „Allez!“
Drei mal drei Minuten in maximaler Konzentration
und mit Reaktionsleistungen auf höchstem Niveau
entscheiden: Sieg oder Niederlage.
Und wieder der Schrei – wenn alles gut gegangen
ist. Zum Spannungsabbau.

Das ficht ihn nicht an

Für einen Fechter ist Max Heinzer mit
1.78 Meter Körperlänge eher klein. Seine Gegner
messen im Schnitt 1,85 Meter bis 1,90 Meter.
Das bedeutet vor allem, dass sie eine grössere
Reichweite haben, mit der sie sich ihn gut vom
Halse – oder richtiger gesagt von der Kevlarweste
– halten können. Max Heinzer muss deren

Reichweite anderweitig unterlaufen. Da erweist es sich als Vorteil, dass er den Fecht sport mit dem Florett begonnen hat. Bei dem lernt man nämlich, nicht an der Waffe des Gegners vorbeizukommen, sondern sie mit geschickten Manövern aus der Stossrichtung zu lenken.

Genau das macht Heinzer auch beim Degenfechten – erfolgreich: Seiner Kondition gemäss geht er dabei sehr athletisch vor, hat viele Manöver und Finten parat, mit denen er den Degen seines Gegenübers wegschlagen kann, um danach zuzustossen. „Es gibt Fechter, die vielleicht zwei oder drei Angriffsvarianten parat haben. Ich habe mir aus verschiedenen Schulen einen ganzen Satz angeeignet und auch noch ein paar Eigenkreationen. Das ergibt eine sehr individuelle Mischung, die für viele meiner Gegner undurchsichtig ist.“

Getroffen werden können beim Degenfechten alle Körperteile – von Kopf bis Fuss. Das setzt nicht nur eine athletische Physis, sondern auch ein schnelles Auge voraus. Wohin schaut er also durch das Gitter seiner Maske, um bei diesem rasend schnellen Sport seine Gegner schlagen zu können?

„Es gibt Fechter, die schauen auf die Beine, andere auf die Arme. Ich schaue immer auf die Klinge des Gegners. Ich versuche durch ständige Bewegung jeweils nur kurz nahe zum Gegner zu kommen. Wenn der Moment gekommen ist, schlage ich mit meinem Degen die Klinge des Gegners aus der Gefahrenzone und steche zu. Einem Laien mein Fechten zu erklären, ist nicht ganz einfach,“ sagt er mit nachsichtigem Lächeln. Und fährt fort: „Die meisten haben zwar eine grössere Reichweite, aber ich bin schneller, habe eine bessere Kondition und mehr Kraft. Damit mache ich die Reichweite wett.“

Das stimmt. Die Erfolge sprechen für sich: 12 Siege im Weltcup (7 mal Einzel, 5 mal Team), 3 mal Team-Europameister, 3 mal EM-Einzelmedaille – und der Hattrick – 3 mal nacheinander den Grandprix Bern. Das hat noch keiner vor ihm geschafft. Max Heinzer ist also bereits jetzt – mit 27 Jahren – in die Geschichte des Fecht sports eingegangen. Und als ob das nicht genug wäre, hat er an der Universität Basel während seiner Karriere als Profi-Fechter seinen Bachelor in Sportwissenschaften gemacht. Inzwischen hat er sogar Erfahrungen als Darsteller in TV-Spots gemacht. Für seinen Sponsor,

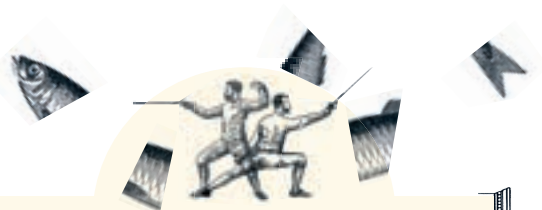
das „Mythen Center“. „Das hat mir echt Spass gemacht“; sagt er nicht ohne einen gewissen Stolz. Denn so wie seine Sponsoren für ihn einstehen, will er auch ein guter Partner für sie sein.

Das andere „F“ – Fischen

Bei all dem braucht's natürlich einen Ausgleich. Den findet Max seit Kindertagen auf dem Zugersee – beim Fischen. Durch seinen Heimatort Immensee hat er einen natürlichen Heimvorteil, den er nutzt, wann immer es sein eng getakteter Trainings- und Wettkampfkalender zulässt.

„Da fahre ich allein oder mit Kollegen raus und dann gehts nicht mehr ums Fechten. Sondern ums andere F – das Fischen.“ Und weil er offenbar alles, was er macht, am liebsten erfolgreich tut, hat er unlängst eine weitere Trouvaille an Land gezogen – eine 85 Zentimeter lange Seeforelle. Das besondere daran ist nicht allein die Grösse: Kapitale Seeforellen sind sehr vorsichtige Räuber, die sich selten dem Ufer nähern und sich meist in grösseren Tiefen aufhalten.

Was macht er mit seinen Fängen? Er bereitet sie selbst zu. Sein Lieblingsessen sind frische Egli-Filets nach diesem Rezept:



1. Filets unter kaltem Wasser abspülen
2. Gut trocken tupfen (Haushaltspapier)
3. Nach Belieben salzen und pfeffern
4. Im Mehl einmal wenden
5. Kochbutter in einer beschichteten Bratpfanne heiss werden lassen
6. Beide Seiten der Filets cirka 1-2 Minuten goldbraun braten
7. Flüssige Butter über die Filets träufeln.
8. Servieren – mit oder ohne Degen.



HAUPTSPONSOREN



SPONSOREN



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | ALLTAX AG Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küsnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ELEKTRIZITÄTSWERK SCHWYZ AG · Schwyz | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küsnacht | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | THERMOPLAN · Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |

*HIER BEKOMMEN
SIE DAS*

Y M A G

SCHWYZ

KANTONALE VERWALTUNG SCHWYZ
Bahnhofstr. 15
6431 Schwyz

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1
6436 Ried-Muotathal

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 28
6431 Schwyz

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm
6436 Muotathal

GABRIELE BATLOGG,
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof
6430 Schwyz

RESTAURANT ADELBODEN
Schlagstrasse
6422 Steinen

RESTAURANT KAISERSTOCK
Kapellmatt 1
6452 Riemenstalden

AESKULAP KLINIK, Empfang
Gersauerstrasse 8
6440 Brunnen

PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE
Zaystr. 42
6410 Goldau

TIERPARK GOLDAU
Parkstr.40
6410 Goldau

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstr. 13
6438 Ibach

CONVISA AG
Herrengasse 14
6431 Schwyz

VICTORINOX AG
Schmiedgasse 57
6438 Ibach

GERSAU

SCHULHAUS SUNNÄFANG
Schulhausplatz 10
6442 Gersau

KULTURWERK.CH
Altes Rathaus
6442 Gersau

MARCH

PRAXIS DR. WYRSCH
Gässlistr. 17
8856 Tuggen

GUTENBERG DRUCK AG
Im Sagenriet 7
8853 Lachen

HÖFE

ZUM ADLER HURDEN
Hurdnerstr. 143
8640 Hurden

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 3
8808 Pfäffikon

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3
8808 Pfäffikon

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstr. 14
8808 Pfäffikon

PANORAMA RESORT & SPA
Schönfeldstr.
8835 Feusisberg

CONVISA AG
Eichenstr. 2
8808 Pfäffikon

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstr. 3
8808 Pfäffikon

EINSIEDELN

KLOSTERLADEN
KLOSTER EINSIEDELN
8840 Einsiedeln

BÜRGI BUREHOF
Euthalerstr. 29
8844 Euthal

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78
8840 Einsiedeln

BÄCKEREI SCHEFER
Bahnhofplatz 20
8840 Einsiedeln

EINSIEDLER TOURISMUS
Hauptstrasse 85
8840 Einsiedeln

KÜSSNACHT

THEATER DUO FISCHBACH
Kelmattstr. 22
6403 Küssnacht

KOST HOLZBAU
Industrie Fänn Ost
6403 Küssnacht am Rigi

DARÜBER HINAUS

An allen Filialen der
SCHWYZER KANTONALBANK

THERMOPLAN AG
Röhrlistrasse 22
6353 Weggis





*the
region
of*